



Katholische Hochschule
für Sozialwesen
Berlin

Staatlich anerkannte Fachhochschule für Sozialwesen
Catholic University of Applied Sciences

Anke Bührmann

Reader

Einführung in die Methoden Sozialer Arbeit

Grundlagen der Handlungskonzepte Sozialer Arbeit

Berufsbegleitender Bachelorstudiengang
Soziale Arbeit

Sommersemester 2007

Christine

Inhaltsverzeichnis: Einführung in die Methoden Sozialer Arbeit

	Seite
1) Zum Verständnis von Methode und Konzept sowie Verfahren in der Sozialen Arbeit	2
2) Person- und Familienbezogene Handlungskonzepte in der Sozialen Arbeit	8
2.1) Von der Einzel(fall)arbeit zum Case Management	8
2.2) Sozialpädagogische Beratung	17
2.3) Personzentrierte Beratung	24
2.4) Krisenberatung	30
2.5) Systemische Beratung und Familienberatung	36
2.6) Multiperspektivische Fallarbeit	48
2.7) Körperorientierte sozialpädagogische Arbeit	51
3) Gruppen- und Sozialraumorientierte Handlungskonzepte in der Sozialen Arbeit	54
3.1) Von der Gemeinwesenarbeit zur Sozialraumarbeit	54
3.2) Soziale Netzwerkarbeit	61
3.3) Streetwork	64
3.4) Soziale Gruppenarbeit	67
3.5) Erlebnispädagogik	72
3.6) Mediation	75

1) Zum Verständnis von Methode und Konzept sowie Verfahren in der Sozialen Arbeit

Die Trennung zwischen Methode, Konzept und Verfahren/ Technik ist in erster Linie eine analytische, die den Blick dafür schärfen soll, dass Methodenfragen in der Sozialen Arbeit notwendig nie auf rein technische Fragen reduziert werden können und dürfen. „Insbesondere besteht mithin die Gefahr, dass in der routinierten und auf „Technikbeherrschung“ verkürzten Methodenverwendung der „sozialpädagogische Blick“ abhandelt, der auf die Bedingungen des Einzelfalls ausgerichtete, fachlich fundierte, gleichwohl offene Suchhaltung gegenüber dem biografischen Eigensinn, den „Besonderheiten“ der Klienten ebenso wie gegenüber den Eigenheiten der Lebenswelten und der sozialen Netzwerke der Subjekte.“ (Galuske 2001, S. 27)

Eine Reduktion beruflicher Kompetenz auf technisches Können dient primär einer vermeintlichen Handlungssicherheit der Helferinnen/ Helfer und weniger der angemessenen Unterstützung von Klienten. Methoden und Techniken lassen sich erst vor dem Hintergrund ihrer konzeptionellen Einbettung angemessen diskutieren. Kritisch zu reflektieren ist auch, ob die Realität, auf die die Methoden wirken sollen, nicht längst eine andere ist als zum Zeitpunkt der Entwicklung der Methoden. Denn Methoden sind nicht zeit- und gesellschaftsunabhängig. (Galuske 2001, S. 27; Geissler/ Hege 1995, S. 23 f; Hosemann/ Geilling 2005, S. 152 ff)

1.1) Konzept

„Unter Konzept verstehen wir ein Handlungsmodell, in welchem die Ziele, die Inhalte, die Methoden und die Verfahren in einen sinnhaften Zusammenhang gebracht sind. Dieser Sinn stellt sich im Ausweis der Begründung und der Rechtfertigung dar.“ (Geissler/ Hege 1995, S. 23)

„Ein Konzept ist ein Handlungsmodell des Pädagogen, in dem Ziele, Inhalte und Methoden in einem sinnhaften Zusammenhang stehen. Ein Konzept ist ein Entwurf, in dem das angestrebte Ziel und die effektivste Methode zu diesem Ziel gedanklich vorweggenommen werden. (...) Ein Konzept ist die theoretisch begründete Anleitung zur sinnvollen Abfolge von Handlungen, deren Erläuterung und Reflexion.“ (Schilling 1995², S. 230)

Konzepte sind immer in ihrem gesellschaftlich-historischen Entstehungs- und Anwendungszusammenhang zu sehen. Einerseits sind sie Resultat der jeweiligen soziohistorischen Bedingungen (z.B. des Frühkapitalismus), andererseits beeinflussen sie als Handlungsmodelle gesellschaftliche Erscheinungen. Im sozialpädagogischen Handeln gebräuchliche Konzepte stellen sich nicht immer stringent in ihren strukturellen Merkmalen (Ziele, Inhalte, Methoden, Verfahren) dar. „Vieles ist nur ein Versuch, ein Entwurf, und bedarf der theoretischen und der praktischen Weiterentwicklung.“ (Geissler/ Hege 1995, S. 24)

„Konzepte sind veröffentlichte Entwürfe von Handlungsplänen oder Wirkungszusammenhängen, die hypothetischen Charakter haben. Sie kombinieren Beobachtungs- und Beschreibungswissen („Was ist der Fall?“) mit Erklärungs- und Begründungswissen („Warum ist dies so?“), Wertwissen („Welche Zustände bzw. Verhaltensweisen sind wünschenswert?“) und Handlungs- und Interventionswissen („Wie kommen wir da hin?“).“ (Spiegel 2004, S. 254)

Schilling unterscheidet folgende Konzept-Modelle:

- das Organisationskonzept,
- das Zielgruppenkonzept und
- das Situationskonzept, außerdem
- das Selbstkonzept (Schilling 1995², S. 246 ff).

„Eine Konzeption ist der Entwurf eines „institutionellen“ Wirkungszusammenhanges für die gesamte Arbeit innerhalb einer Einrichtung oder einer Organisationseinheit. Sie ist mehr als eine Kombination verschiedener Wissensbestände und im Unterschied zum Konzept integriert sie zusätzlich institutionelles Wissen, (kommunal-) politisches Wissen, Wissen über Zielgruppen und persönliches Erfahrungswissen der Fachkräfte vor Ort.“ (Spiegel 2004, S. 254)

1.2) Methode

Methoden sind einem Konzept unterzuordnen: „Methoden sind – formal betrachtet – (konstitutive) Teilaspekte von Konzepten. Die Methode ist ein vorausgedachter Plan der Vorgehensweise“ (Geissler/ Hege 1995 S. 24) und zielt auf Handlungswissen, weniger auf Erklärungswissen.

Wenn von Methode die Rede ist, so geht es demnach um die im Kontext eines Konzeptes begründete Planung des Vorgehens, die Planung der Intervention, was selbstverständlich voraussetzt, dass sozialarbeiterisches Handeln planbar ist, d.h. ein kalkulierbarer Prozess der Hilfe, der sich von primär intuitivem Handeln unterscheidet. (Vgl. Galuske 2001, S. 24)

„Methoden der Sozialpädagogik können also, soll der Anspruch gewahrt bleiben, dass sie sinnvoll sind, nicht von den umfassenden konzeptionellen Überlegungen abgelöst werden, da sie immer mit Voraussetzungen verbunden sind, die ein spezifisches Verhältnis zum Subjekt und zur Gesellschaft zum Ausdruck bringen. Durch ein Herauslösen aus dem Konzept nämlich kann die Methodenentscheidung nicht mehr mit den jeweiligen subjektiven und gesellschaftlichen Problemen des Einsatzfeldes in einen überzeugenden Zusammenhang gebracht werden. Die Gefahr eines Methodeneinsatzes am verkehrten Problemfeld, am falschen Subjekt und nicht zuletzt mit unbeabsichtigter (eventuell negativer) Wirkung erhöht sich damit deutlich.“ (Geissler/ Hege 1995, S. 25)

Die o.g. Auffassung von Methode wird auch als *weitere Methodenverständnis* bezeichnet, das dem Vorwurf Rechnung trägt, Methoden seien sozialtechnologisch, wenn sie unabhängig von Zielen bestimmt und realisiert werden. Meinhold verweist auf einen „integrierten Methodenbegriff, der Methoden immer in Abhängigkeit von Problemlagen, Zielsetzungen und Rahmenbedingungen diskutiert. Methoden sind nach diesem Verständnis weder zielneutral, noch sind sie institutionell-, zeit- und personenneutral“ (Meinhold 1988, S. 75).

In Widerspruch dazu werden Methoden in der entsprechenden Fachliteratur zur Sozialpädagogik jedoch oft nach formalen Gesichtspunkten in Grundformen bzw. Spezialformen unterschieden (Einzelhilfe, Gruppenarbeit, Gemeinwesenarbeit), so dass der geforderte Bezug der Methoden zu umfassenden Überlegungen des Konzepts in den Hintergrund tritt. Jede dieser Klassifikation ist eine Abstraktion unter Vernachlässigung von Inhalts- und Zielperspektiven. „Diese übliche, im übrigen recht beliebig erweiterbare Einteilung von Methoden nach verschiedenen Gesichtspunkten mag unter technokratischer Perspektive vorteilhaft sein, sie fördert aber fast immer die Vernachlässigung inhaltlicher, problemorientierter Fragen und Antworten.“ (Geissler/ Hege 1995, S. 26)

„Nach diesem Verständnis wird die Methode gleichgesetzt mit einem Werkzeug, das unabhängig vom Zweck seine Funktion erfüllt. Das Werkzeug „Messer“ schneidet unabhängig davon, was man schneiden möchte, und wie dieser Akt bewertet wird (Brot schneiden oder Menschen verletzen). Dieses „enge“ *Methodenverständnis* ist problematisch, da es aufgrund der Charakteristika der beruflichen Handlungsstruktur keine Technologien geben kann, die unabhängig von Kontextbedingungen in immer gleichem Maße wirken.“ (Spiegel 2004, S. 255)

„Berufliches Handeln in der Sozialen Arbeit wird im Einsatz der eigenen „Person als Werkzeug“ verwirklicht. Methodisches Handeln bedeutet, die spezifischen Aufgaben und Probleme der Sozialen Arbeit situativ und kontextbezogen, eklektisch und strukturiert sowie

vorläufig und kriteriengeleitet zu bearbeiten, wobei die Orientierung an Charakteristika des beruflichen Handlungsfeldes sowie am wissenschaftlichen Vorgehen erfolgen sollte. Der Begriff beschreibt eine besondere Art und Weise von Analyse, Planung und Auswertung beruflichen Handelns, die sich vom laienhaften Alltagshandeln unterscheidet. Professionelle müssen ihre Situations- und Problemanalysen, die Entwicklung von Zielen und die Planung ihrer Interventionen verständigungsorientiert, multiperspektivisch und revidierbar gestalten. Es wird von ihnen erwartet, dass sie ihre Handlungen transparent und intersubjektiv überprüfbar halten, diese berufsethisch rechtfertigen, unter Zuhilfenahme wissenschaftlicher und erfahrungsbezogener Wissensbestände begründen sowie hinsichtlich ihrer Wirksamkeit bilanzieren können.“ (ebenda)

Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit bedeutet in diesem Verständnis ein systematisches Vorgehen in den Handlungsschritten

- Analyse der Rahmenbedingungen
- Situations- und Problembeschreibung
- Zielentwicklung
- Planung von Interventionen und
- Evaluation

Hinsichtlich einer adäquaten Methodenreflexion sind zusammengefasst folgende sieben Perspektiven zu beachten:

- die Sachorientierung: Welche Probleme sollen mit der Methode bearbeitet werden? Wird die Methode den Problemen gerecht?
- die Zielorientierung: Welche Ziele sollen mit der Methode erreicht werden? Lassen sich die Ziele mittels der Methode einlösen?
- die Personenorientierung: Wird die Methode den betroffenen Personen gerecht?
- die Arbeitsfeld- und Institutionenorientierung: Ist die Methode sinnvoll innerhalb der institutionellen Rahmenbedingungen anwendbar?
- die Situationsorientierung: Ist die Methode unter den gegebenen situativen Rahmenbedingungen anwendbar?
- die Planungsorientierung: Erlaubt die Methode die gezieltere Planbarkeit von Hilfeprozessen?
- die Überprüfbarkeit: Lassen sich am Ende Aussagen darüber treffen, ob und wie die Methode gewirkt hat? (Galuske 2001, S. 28)

Schilling definiert den Begriff Methode vor didaktisch-bildungstheoretischem Hintergrund: Methode leitet sich von den griechischen Wörtern "metá" („nach“, „mit“, „zwischen“) und "hodós" („Weg“) ab; Methode heißt demnach: „der Weg zu etwas hin“.

- Methode ist das planmäßige Vorgehen zur Erreichung eines Zieles; der erfolgreiche Weg zum Ziel; eine spezifische Art und Weise zu handeln.
- Methode ist eine Weise des Vorgehens in Richtung auf ein Ziel. Im Allgemeinen versteht man somit unter Methode eine bewusst gewählte Verhaltensweise zur Erreichung eines bestimmten Zieles.
- Methoden sind Formen des Herangehens an Aufgaben zur Lösung von Zielen und/ oder Problemen.
- Methoden sind erprobte, überlegte und übertragbare Vorgehensweisen zur Erledigung bestimmter Aufgaben und Zielvorgaben. (Vgl. Schilling 1995², S. 65 f)

Die Perspektive „Methode“ setzt in Abgrenzung zu einem Arbeitsfeld den Akzent auf den Weg der Hilfeleistung, auf die geplante Verwendung von Mitteln und Verfahrensweisen. Methoden sind daher in den meisten Fällen arbeitsfeldübergreifend, d.h. eine Methode kann in mehreren unterschiedlichen Arbeitsfeldern eingesetzt werden.

Eine weitere Unterscheidung besteht darin, die Methode von der Sozialform bzw. der Arbeitsform begrifflich zu differenzieren, z.B. der Sozialen Arbeit mit Einzelnen und der Sozialen Arbeit mit Gruppen.

Einen eindeutigen inhaltlichen Bezug hat die Abgrenzung zwischen wissenschaftlichen Methoden einerseits und den Methoden des praktisch-pädagogischen Handelns: Forschungs- und Handlungsmethoden unterscheiden sich aufgrund ihrer Kontextbedingungen. Das Ziel wissenschaftlichen Arbeitens ist vorrangig die Lösung von Erkenntnisproblemen; das Ziel des sozialpädagogischen methodischen Handelns ist neben der Lösung von Erkenntnisproblemen die Lösung von Entscheidungsproblemen, Verteilungsproblemen, Organisationsproblemen etc.

„Forschungsmethoden sind Erkenntnisinstrumente, die WissenschaftlerInnen einsetzen, um auf gesicherte Art und Weise etwas über ihren Gegenstand zu erfahren. Handlungsmethoden hingegen werden von PraktikerInnen (z.B. der Sozialen Arbeit) verwendet, um ihre Intervention, ihr professionelles Handeln anzuleiten bzw. abzusichern.“ (Galuske 2001, S. 29) Zwischen beiden Ebenen ist allerdings keine strikte Trennung möglich. (Geissler/ Hege 1995, S. 26)

1.3) Verfahren/ Techniken

„Verfahren sind Einzelelemente (oder Teilaspekte) von Methoden.“ (Geissler/ Hege 1995, S. 29) Methoden und Verfahren unterscheiden sich nach dem Grad ihrer Komplexität. Verfahren stehen (wie bei den Methoden dargestellt) in engem Zusammenhang mit den Zielen und Inhalten des jeweiligen Lernprozesses und beeinflussen diese.

„Methoden umfassen somit im Regelfall ein ganzes Set an unterschiedlichen Techniken/ Verfahren. Im Gegensatz zu Methoden, die idealerweise nicht nur eine beliebige Ansammlung unterschiedlichster Techniken darstellen, sondern sowohl das Verhältnis der Techniken zueinander wie auch den Ort spezifischer Techniken im Prozess der Hilfeleistung reflektieren, könnte man Techniken als Antworten auf Detailprobleme im komplexen Weg von der Identifikation eines Problems zur angestrebten Lösung beschreiben.“ (Galuske 2001, S. 24)

Jeder Einsatz von Verfahren, der vor einer ernsthaften und fundierten inhaltlichen Analyse des Problems und des Personenkreises erfolgt, führt zur Manipulation. (Geissler/ Hege 1995, S. 29)

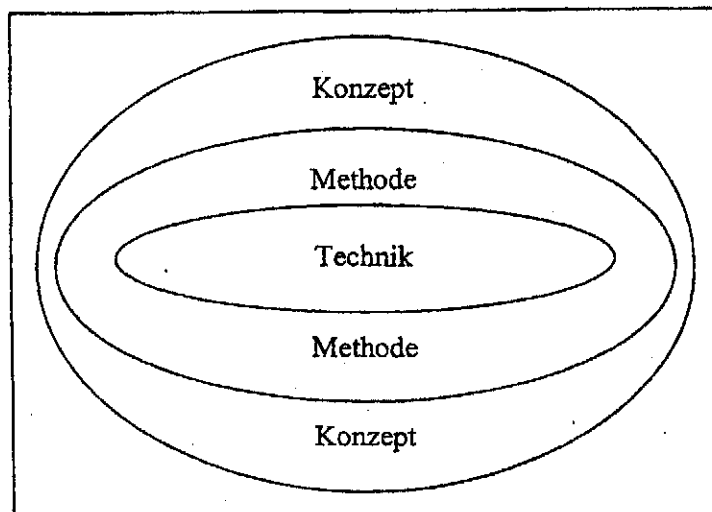
„Die aufwendige, aber notwendige Auseinandersetzung mit umfassenden konzeptionellen Überlegungen wird zugunsten einfacher, schnelllebig und oftmals an Modetrends orientierter Methoden und Verfahren vermieden. Berufliche Kompetenz, die allein auf Verfahrenskompetenz aufbaut, liefert sich modischem Druck und rascher Veränderung aus.“ (ebenda, S. 30)

1.4) Das Modell „Konzept – Methode – Technik“

Die Reflexion der praktischen Sozialen Arbeit anhand des Modells von Galuske (2001³) führt zu

- einer Stärkung des Selbstbewusstseins aufgrund des Wahrnehmens und konkreten Benennens der vielfältigen Tätigkeiten und Aufgaben innerhalb des Praxisfeldes
- Klarheit hinsichtlich der eigenen praktischen Arbeit aufgrund des Einordnens der Tätigkeiten in das Modell „Konzept – Methode – Technik“
- einer erleichterten Überprüfung der didaktischen Stimmigkeit von Konzept, Methode und Technik

Folgende Beispiele in Anlehnung sowie Abgrenzung von dem Modell Galuskes veranschaulichen die didaktische Planung Sozialer Arbeit auf den drei Ebenen des Modells „Konzept – Methode – Technik“:



- **Beispiele für Konzepte (bzw. Handlungsansätze der Sozialen Arbeit):**

Lebenswelt-/ Alltagsorientierung; Ressourcenorientierung; Empowerment; Sozialraumorientierung/ sozialökologischer Ansatz/ Feldorientierung/ Life-Model/ Dezentralisierung; Prävention; geschlechtsbewusste Arbeit; interkulturelle/ ethnografische Arbeit; Kontextorientierung; Partizipation/ Co-Produktion; (Re-) Integration; Hilfe zur Selbsthilfe; niedrigschwellige Arbeit; Interaktionsorientierung; personenzentrierte Arbeit; problemzentrierte Arbeit; lösungsorientierte Arbeit; systemische Arbeit; verhaltenstheoretischer Ansatz; tiefenpsychologischer Ansatz; hilfeorientiertes Krisenmanagement; Dienstleistungs-/ Kundenorientierung

- **Beispiele für Methoden (bzw. Vorgehensweisen):**

Soziale Einzel(fall)hilfe; soziale Gruppenarbeit; Gemeinwesenarbeit; Bildungsarbeit; Themenzentrierte Interaktion; sozialpädagogische Beratung; multiperspektivische Fallarbeit; Casemanagement; Jugend-/ Hilfeplanung; Stadtteilarbeit; Lebensweltenanalyse; Sozialraumanalyse; Krisenintervention; körperorientierte Arbeit; biografische Arbeit; Mediation; Erlebnispädagogik; Freizeitpädagogik; Medienpädagogik; sozialtherapeutisches Rollenspiel; Streetwork; Familienarbeit/ -beratung; systemische Beratung; Netzwerkarbeit; Projektmanagement; (Selbst-) Evaluation; Qualitätsentwicklung; Öffentlichkeitsarbeit; Fundraising; Supervision

- **Beispiele für Techniken (bzw. Verfahren und Arbeitsformen):**

Einzel-/ Gruppengespräch: personenzentrierte verbale Interventionen wie Spiegeln, Paraphrasieren und Verbalisieren emotionaler Gesprächsinhalte; systemische verbale Interventionen wie Reframing, banales und zirkuläres Fragen; Skulpturarbeit; Ressourcenanalyse; Netzwerkanalyse; Problemanalyse; Zielanalyse; Konfliktanalyse; Problem(neu)definition; Rollenspiel; Planspiel; Organisation und Planung; didaktische Arbeit; Information und Referat; Hilfe-/ HelferInnen-Konferenzen; Arbeitskreise; Elterntreffen/ -arbeit; Konzeptentwicklung; Dokumentation; Befragung/ Interview; Genogramm- und Soziogrammarbeit; Organigrammanalyse; Systemzeichnung; Einsatz verschiedener Medien; Entspannungsverfahren und Fantasiereisen; Verfahren der Erwachsenenbildung; Verfahren des NLP; psychodramatische Verfahren wie Assoziation und Doppeln

Literatur:

Galuske, M.: Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim, München 2001 ³

Geissler, K./ Hege, M.: Konzepte sozialpädagogischen Handelns. Ein Leitfaden für soziale Berufe. Weinheim, Basel 1995 ⁷

Heiner, M. u.a. (Hrsg.): Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Freiburg i.B. 1994

Hosemann, W./ Geiling, W.: Einführung in die systemische Soziale Arbeit. Freiburg i.B. 2005

Meinhold, M.: Intervention in der Sozialarbeit. In: Hörmann, G/ Nestmann, F. (Hrsg.): Handbuch der psychosozialen Intervention. Opladen 1988, S. 75

Meinhold, M.: Ein Rahmenmodell zum methodischen Handeln. In: Heiner, M. u.a. (Hrsg.): Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Freiburg i.B. 1994, S. 184 – 201

Schilling, J.: Didaktik/ Methodik der Sozialpädagogik. Neuwied, Kriftel, Berlin 1995 ²

Spiegel, H. von: Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Grundlagen und Arbeitshilfen für die Praxis. München 2004

Stimmer, F.: Grundlagen des Methodischen Handelns in der Sozialen Arbeit. Stuttgart 2006 ²

Wendt, W.R.: Von der Defizit- zur Ressourcenorientierung. Die Methodenfrage muss in der beruflichen Sozialarbeit neu gestellt werden. In: Blätter der Wohlfahrtspflege, 5/ 1992, S. 115 – 118

2) Person- und Familienbezogene Handlungskonzepte in der Sozialen Arbeit

2.1) Von der Einzel(fall)arbeit zum Case Management

Einzelfallhilfe – auch Soziale Einzelhilfe oder Social Casework genannt – ist unter allen Methoden und Arbeitsweisen der Sozialen Arbeit die am meisten kritisierte. Gleichzeitig ist die Einzelfallhilfe aber gegenwärtig die in unterschiedlichen Kontexten am häufigsten praktizierte Arbeitsweise. (Meinhold 2002, S. 509)

Auch wenn sich in der Folgezeit weitere methodische Orientierungen entwickelten, lassen sich in den neuen Arbeitsweisen immer wieder Elemente erkennen, die bereits in den ersten Publikationen zur Einzelfallhilfe auffallen: z.B. „Hilfe zur Selbsthilfe“, „Ressourcenerschließung“ und „Aktivierung des Umfeldes von Hilfsbedürftigen“.

Die Geschichte der Einzelhilfe beginnt in den USA, und zwar mit Mary Richmonds 1917 in den USA erschienenem Buch „Social Diagnosis“. Richmond sammelte systematisch Fälle aus der Praxis der Fürsorgerinnen und wertete diese im Hinblick auf Verfahrensweisen und erfolgreiche Handlungsschritte aus. Professionelle Helferinnen stellen erstmals eine systematische Arbeitsmethode vor, die sich vom laienhaften Vorgehen der ehrenamtlich Tätigen unterscheiden soll. In ihrer Systematik orientierte sich Richmond dabei – anders als Addams, eine andere Pionierin der Sozialen Arbeit in den USA – an medizinischen und psychologischen Modellen, was schon an den verwendeten Begriffen wie Diagnose und Behandlung deutlich wird. Die Sozialarbeiterin als „soziale Ärztin“ versucht in einem Prozess von Anamnese, Diagnose und Therapie, „soziale Erkrankungen“ von Individuen zu heilen. Es ist deshalb nicht zufällig, dass die Soziale Einzelhilfe schon frühzeitig auf die Psychoanalyse zurückgreift.

In Deutschland wird die Methode der Sozialen Einzelhilfe vor allem durch Alice Salomon bekannt gemacht. Ihr 1926 veröffentlichtes Buch trägt den gleichen Titel „Social Diagnosis“. In der Praxis bleibt diese erste Rezeption jedoch weitgehend folgenlos.

Begriffsklärung „Soziale Einzelhilfe“

Helen Perlman (1973, S. 18) definiert: „Soziale Einzelhilfe ist ein Prozess, der von bestimmten Sozialdienststellen eingesetzt wird, um Menschen zu helfen, mit ihren Problemen im sozialen Bereich besser fertig zu werden.“

Florence Hollis (1977, S. 49) definiert: „Behandlung in der Sozialen Einzelhilfe wird als eine abgestimmte Mischung von Vorgängen gesehen, die so, wie es diagnostisch angezeigt erscheint, auf eine Veränderung in der Person oder in ihrer sozialen oder zwischenmenschlichen Umgebung oder in beidem hinarbeitet und auf eine Modifikation des Austauschs abzielt, der zwischen Mensch und Umwelt stattfindet. Zum größten Teil werden diese Ziele in Besprechungen zwischen Klient oder Klienten, Sozialarbeiter und wichtigen anderen Personen und durch ein Angebot an konkreten Hilfsmaßnahmen verfolgt.“

(in: Galuske 2001, S. 75)

Konzepte der Sozialen Einzelhilfe

Soziale Einzelhilfe war in den Anfängen der Sozialen Arbeit weder ausschließlich auf den einzelnen hilfsbedürftigen Menschen ausgerichtet noch auf dessen Veränderung mittels erzieherischer und therapeutischer Maßnahmen. Vielmehr beinhalteten die Aussagen zur Funktion der Sozialen Arbeit von Alice Salomon und die Anleitungen zur sozialen Anamnese zahlreiche sozialreformerische und methodische Elemente, die sich auch heute in den aktuellen Diskursen wiederfinden. Die Einzelfallhilfe geht über den Einzelfall hinaus. (Meinhold 2002, S. 511)

Auch wenn lange Zeit medizinische Denkmodelle für die Einzelhilfe handlungsleitend waren und der Hilfebedürftige nicht als Experte seiner Situation anerkannt war, werden die Ursachen von Notlagen niemals allein in der Person des Hilfebedürftigen gesucht.

Dennoch lokalisiert die Soziale Einzelhilfe die zu bearbeitenden Probleme *in* den Menschen selbst. Nach Hege (1981) ist die Grundannahme der Einzelfallhilfe, dass soziale Probleme psychische Probleme sind.

Angesichts der Fokussierung auf individuelle Probleme ist es nur folgerichtig, dass die Veränderungsabsicht sich primär auf die Individuen, ihre Kompetenzen, Qualifikationen, Sichtweisen, Verhaltensweisen bezieht. Soziale Einzelhilfe wird verstanden als therapeutische Intervention, die mittels Einstellungs- und Verhaltensänderung zu einer Verbesserung der problematischen Lebenslage beiträgt. Soziale Hilfe ist demnach als Persönlichkeitsentwicklung zu verstehen, die den Klienten dadurch zur Selbständigkeit verhilft, dass er individuelle Kräfte und soziale Umgebung in ein ausgewogenes Verhältnis bringen kann. (Vgl. Galuske 2001, S. 75)

Zur praktischen Durchführung der Sozialen Einzelhilfe orientieren sich die Sozialarbeiterinnen an der nicht-direktiven Gesprächsführung nach Carl Rogers. Nach diesem Modell liegt der Schwerpunkt zur Bearbeitung des Einzelfalls in einer tragfähigen Beziehung, die die Sozialarbeiterinnen mittels einer akzeptierenden, nicht-richtenden Haltung zum Klienten aufbaut. Das Medium der Hilfe ist die helfende Beziehung. Der Aufbau dieser Beziehung gelingt, sofern Sozialarbeiterinnen folgende Grundsätze beachten: dem Klienten gefühlsmäßige Anteilnahme vermitteln; ihn zu selbstbestimmten Entscheidungen ermutigen; Individualisieren; Verschwiegenheit garantieren. (Vgl. Biestek 1968)

Jenseits aller Gemeinsamkeiten lassen sich in der Sozialen Einzelhilfe unterschiedliche Konzepte identifizieren; hier sollen drei Ansätze benannt werden:

- a) Der psychosoziale Ansatz versteht sich als ganzheitlicher Ansatz und bezieht die Intervention auf das „Person-in-der-Situation-Gefüge“ oder den Menschen in seiner spezifischen Situation.
- b) Der funktionale Ansatz geht von der Psychologie des Wachstums aus – und nicht mehr von der Psychologie der Krankheit wie in der diagnostischen Schule – und sieht den Kristallisationspunkt der Veränderung im Klienten und nicht im Sozialarbeiter. Die Methode wird als helfend bezeichnet – und nicht mehr als behandelnd wie in der diagnostischen Schule.
- c) Der problemlösende Ansatz zählt zu den in Deutschland am meisten rezipierten Konzepten des amerikanischen Social Casework. Die grundlegende Annahme ist, dass das gesamte Leben ein problemlösender Prozess ist, d.h. es tauchen immer wieder Probleme auf, die es zu bewältigen gilt. Im Unterschied zu anderen Konzepten werden nicht nur Einzelpersonen als Klientel betrachtet, sondern auch Familien einbezogen.

Zweifelloos weisen alle drei hier angedeuteten Ansätze markante Unterschiede auf hinsichtlich der Ansatzpunkte für sozialpädagogisches Handeln. Ob Sozialarbeitende von einer Psychologie der Krankheit ausgehen, individuelles Wachstum in den Mittelpunkt stellen oder die Fähigkeiten zum individuellen Problemlösen verändern wollen, bedingt durchaus unterschiedliche Vorgehensweisen und Interventionen. Allerdings sind alle drei Ansätze durch Unterschiede gekennzeichnet, die sich innerhalb eines psychologisch-psychotherapeutischen Paradigmas bewegen. (Vgl. Galuske 2001, S. 79)

Seit 1970 wurde die Soziale Einzelhilfe in Deutschland konzeptionell erweitert und ergänzt. Marianne Hege (1974) versuchte als eine der ersten Autorinnen, in einem feldorientierten Ansatz von Einzelfallhilfe die wechselseitige Abhängigkeit von psychischen, sozialen und ökonomischen Bedingungen sowie die institutionellen Zwänge der Sozialarbeiterin/ des Sozialarbeiters bei der Problemanalyse und Problembearbeitung zu berücksichtigen. Dabei knüpfte sie an das ursprüngliche Bild von der „Person-in-der-Situation“ an.

Andere etwa gleichzeitig veröffentlichte pragmatische Konzepte (Meinhold 1978; Germain/ Gitterman 1983) ermöglichten, die Mehrdimensionalität von Problemen und die widersprüchlichen Ziele der handelnden Personen wahrzunehmen und zu analysieren.

Familientherapeutische Modelle (Richter 1970; Satir 1977) führen die therapieorientierten Entwicklungsstränge in der Einzelhilfe fort. Kernpunkt von „Diagnose“ und „Behandlung“ sind nun Beziehungs- und Bindungsformen innerhalb von Familien sowie innerfamiliäre Kommunikationsmuster. Die Erweiterung der Perspektive von der Einzelperson auf die Familie bleibt allerdings insoweit beschränkt als außerfamiliäre Bezüge weitgehend ausgeblendet werden. (Vgl. Meinhold 2002, S. 513)

Elemente der Sozialen Einzelhilfe

Es sind vor allem drei Aspekte, die einerseits für die Ansätze der Sozialen Einzelhilfe charakteristisch sind und die andererseits die Entwicklung der Profession beförderten:

- a) Die ethische Rahmung des Hilfeprozesses. In vielen Passagen der Literatur der Einzelhilfe kommt der ethisch-normativen Dimension eine wesentliche Bedeutung zu. Nach amerikanischem Methodenverständnis ist es konstitutiv, dass planmäßige Verfahren mit wissenschaftlichen Erkenntnissen und ethischen Forderungen verbunden werden. Solche „Codes of Ethics“ sind nicht nur auf die Einzelhilfe beschränkt, sondern beziehen sich allgemein auf die sozialarbeiterische Tätigkeit. Für die Einzelfallhilfe formulierte Maas (1966, S. 73 ff) sechs grundlegende, allgemeine Prinzipien: 1. Akzeptieren der Person des Klienten; 2. Kommunikation, der (sprachliche) Austausch als Grundlage des Hilfeprozesses; 3. Individualisieren; 4. die aktive Beteiligung des Klienten an der Lösung seiner Probleme; 5. die Vertraulichkeit und die Verpflichtung zur Verschwiegenheit; 6. die Selbstkontrolle des Sozialarbeiters. (Galuske 2001, S. 80) Die methodische Sicherung dieser Grundprinzipien haben die Ansätze der Einzelhilfe jedoch kaum geleistet.
- b) Die Phasierung des Hilfeprozesses, die Gliederung des Hilfeprozesses in einzelne, überschaubare und definierte Handlungsschritte ist eine der zentralen Leistungen der Einzelhilfe, durch die den Helferinnen/ Helfern Orientierung und Anleitung im „Dschungel des Hilfealltages“ gegeben wird. Es handelt sich – trotz unterschiedlicher Bezeichnungen – im wesentlichen um einen Dreischritt, der sich weitgehend am medizinischen Modell orientiert:
 - Fallstudie/ Anamnese
 - Soziale Diagnose
 - BehandlungIn der Anamnese geht es um die Sammlung relevanter Daten, Fakten, Hintergründe, die zur Bewertung des Falles notwendig sind. Dazu werden unterschiedliche Informationsquellen (Klient, Hausgemeinschaft, Verwandte, Ärzte, Arbeitgeber, Nachbarn, Wohlfahrtseinrichtungen etc), aber auch Fragebögen und fachliche Diskussionen genutzt. – Die soziale Diagnose kann als eine zusammenfassende und verdichtende Deutung der gesammelten Befunde bezeichnet werden, die Grundlage ist für die weitere Vorgehensweise. – Die Behandlung, die in den Konzepten der Einzelhilfe im Vergleich zur Anamnese und Diagnose auffallend technikarm bleibt, bezieht sich im Kern auf zwei Elemente: die helfende Beziehung und in ihr das Gespräch, u.a. auch mit Personen des sozialen Umfeldes.
- c) Die Anleitungen bzw. Techniken der Gesprächsführung. Im Rahmen der Behandlung ist das Gespräch das zentrale Instrument der Einwirkung auf den Klienten. Viele Veröffentlichungen der Einzelhilfe setzen sich mit der Frage auseinander, wie ein Gespräch ziel- und erfolgsorientiert gestaltet werden kann. Es werden Formen der Gesprächsführung, Techniken des Fragens, die non-verbale Unterstützung von Aussagen, Möglichkeiten der atmosphärischen Gestaltung einer Gesprächssituation sowie Anleitungen zum Zuhören und Beobachten während des Gesprächs beschrieben.

Würdigung und Einschätzung der Sozialen Einzelhilfe

Die Soziale Einzelhilfe war die erste und die wohl am weitesten verbreitete der klassischen Methoden. Ihre Bedeutung liegt vor allem in zwei Aspekten:

- Zum einen setzte die Soziale Einzelhilfe an die Stelle des rein intuitiven Vorgehens die Idee einer strukturierten, planbaren und wissensbasierten Intervention, die damit zugleich einer Kontrolle ihrer Effektivität zugänglich gemacht werden kann. Handeln in der Sozialen Arbeit wurde begründungsbedürftig. Neben Erfahrung und Intuition gewinnen Reflexion und Wissen zunehmende Bedeutung.
- Zum anderen ist die Entwicklung von methodischen Konzepten Sozialer Einzelhilfe ein wesentlicher Markstein in der Professionalisierungsgeschichte der Sozialen Arbeit. Die Soziale Einzelhilfe beabsichtigte als erste Methode innerhalb der Sozialen Arbeit, den Sozialarbeiter als Spezialisten auszuweisen, der über ein klar umrissenes Instrumentarium verfügen konnte, das ihn von anderen Professionen unterscheidet. In diesem Sinne ist die Soziale Einzelhilfe einer der Geburtshelfer der zunehmenden Verberuflichung der Sozialen Arbeit.

Da die Soziale Einzelhilfe in den USA überwiegend in nicht-staatlichen Wohlfahrtseinrichtungen oder freien Beratungsstellen praktiziert wird, dürfte eine Übertragung dieser Methode in den sozial-administrativen Kontext deutscher Ämter nicht widerspruchsfrei gelungen sein. (Vgl. Meinhold 2002, S. 513; Galuske 2001, S. 73f)

Ein wesentliches Dilemma der Sozialen Einzelhilfe scheint in der mangelnden Passung zwischen dem potentiellen Bedarf von Sozialarbeitsklienten einerseits und andererseits der begrenzten Zielrichtung dieser Methode zu bestehen: „Passt die Methode zum Bedarf?“ Mit der Entscheidung, Einzelhilfe zu praktizieren, bestimmt die Methode das Ziel der Hilfe, bevor die möglichen Hintergründe von Problemen überhaupt wahrgenommen werden können. Silvia Staub-Bernasconi (1998) spricht von einer frühzeitigen Verengung der Methodenlehre auf die Arbeit mit Einzelnen und Familien, während Verfahren zur Initiierung des sozialen Wandels weder erarbeitet noch Eingang in die sozialen Schulen gefunden haben.

Eine kritische Auseinandersetzung grundsätzlicher Art spiegelt sich in der so genannten „Fall-Feld-Diskussion“ wider (Hinte 1985, 1999; Meinhold 1994). Während in der Sozialen Einzelhilfe die Schwierigkeiten einer Person primär auf deren Fähigkeiten bzw. Unfähigkeiten, Motivationen und Strategien zurückgeführt werden, geht es bei der feldbezogenen Arbeitsweise darum, die Anregungen, Belastungen und Ressourcen im Sozialraum von Personen zu verbessern: Der Sozialraum wird zum Interventionsfeld.

Trotz der unbestrittenen Vorteile des feldbezogenen Arbeitens dominiert im Arbeitsalltag der Sozialen Arbeit der „Fallbezug“. Da die Systematik der Sozialen Dienste und die rechtlichen sowie administrativen Grundlagen Sozialer Arbeit überwiegend fallbezogen ausgerichtet sind, erweist es sich als schwierig, finanzierbare Zeitkontingente für feldbezogene Arbeitsweisen zu konstruieren. Damit gelangt die feldbezogene Arbeit an deutliche Grenzen.

In den meisten zielgruppenspezifischen Konzeptionen sind mehr oder weniger umfangreiche Elemente von Sozialer Einzelhilfe enthalten. Dabei kann Einzelhilfe zuweilen nur punktuell auf Nachfrage hin praktiziert werden oder sich zwischen Tür und Angel zufällig ergeben. Manchmal bedarf es eines längeren Verlaufs, damit ein „Fall“ überhaupt zu einem „Fall“ werden kann. Je nach Kontext und Problemlage findet Soziale Einzelhilfe in Form von „Einmalberatung“ oder Beratungsreihen in Zusammenhang mit anderen Hilfeformen statt. (Meinhold 2002, S. 317)

Kontroverse Perspektiven in der Sozialen Einzelhilfe

➤ Diagnose vs. Zielfindung

In vielen Feldern der Sozialen Arbeit vollzieht sich ein Paradigmenwechsel: Im Verlauf „dialogischer Situationsdiagnosen“, die jedoch entscheidend von dem Kontext und den dazugehörigen Hilfeangeboten einer sozialen Einrichtung (z.B. einer psychosomatischen Klinik, einer Beratungsstelle für Sozialhilfeempfänger oder einer Jugendgerichtshilfe) abhängen, kann die Zielfindung zur Zielvereinbarung führen. Der Klient wird mehr als Kunde, Auftraggeber, Co-Produzent und Subjekt sozialpädagogischen Handelns gesehen und weniger als Objekt, in dessen Innenleben sich Helfer einmischen dürfen.

➤ Hilfe-Kontrolle-Dilemma

Seitdem Sozialarbeiterinnen/ Sozialarbeiter zunehmend auch die Finanzierbarkeit ihrer Dienste zu beachten haben, ist aus dem so genannten Hilfe-Kontrolle-Dilemma bzw. Doppelmandat unversehens ein Dreifachmandat/ Tripelmandat geworden. Sozialarbeiterinnen/ Sozialarbeiter stehen vor der Aufgabe, bürokratisch-administrative, ökonomische und informell-lebensweltliche Elemente aufeinander zu beziehen und zu integrieren.

➤ Multifunktionale vs. spezialisierte Einzelhilfe

Eine multifunktionale Form der Sozialen Einzelhilfe ermöglicht es Ratsuchenden, mehrschichtige Fragen und Probleme an einem Ort zu klären, ohne dass sie für jeden Teilaspekt einen anderen Spezialdienst aufsuchen und damit jedes Mal innere und äußere Barrieren überwinden müssen.

➤ Soziale Einzelhilfe vs. sozialpolitische Veränderungen

Mit Ausnahme weniger Arbeitsfelder – z.B. Jugendhilfeplanung und Quartiersmanagement – gibt es für die Soziale Arbeit kaum Kontexte und abgesicherte Arbeitsaufträge zur Veränderung sozialpolitischer Rahmenbedingungen oder Machtstrukturen.

Von der Sozialen Einzelhilfe zum Case Management

Historisch betrachtet ist der Ansatz des Case Managements der Einzelhilfe zuzuordnen. In Deutschland wurde das Case Management verstärkt seit Ende der 80er Jahre aus den USA rezipiert. Es handelt sich um eine vom so genannten Psychozentrismus befreite sozialökologische Weiterentwicklung der klassischen Einzelhilfe. Wendt (1991) sieht folgende Gründe für die Notwendigkeit eines „Unterstützungsmanagements“: die zunehmende Differenzierung und Spezialisierung der Dienstleistung Hilfe, die eine Kooperation der Angebote erforderlich macht. Case Management ist insbesondere in so genannten Multiproblemfamilien gefragt, da es hier oft zu kontraproduktiven und die sozialen Dienstleistungen unnötig verteuern Überschneidungen verschiedener Unterstützungsangebote kommt.

Case Management ist ein sozialräumlich-orientiertes Handlungskonzept; es belässt den Klienten in seinen sozialen Bezügen und versucht, Prozesse des Selbstmanagements zu initiieren. Der Begriff des Managements wird in Verbindung mit der Sozialarbeiterin/ dem Sozialarbeiter und ihrer/ seiner Rolle gebracht. Im Zusammenhang der Diskussion um Qualität und Effizienz gelangt das Case Management erneut in die Diskussion, denn Case Management beabsichtigt, zu mehr Zielgenauigkeit und Zweckmäßigkeit der Sozialen Arbeit zu führen.

Das Aufgabenspektrum der Helferin/ des Helfers verlagert sich von der psychosozialen Beziehungsarbeit zur organisierenden, planenden, koordinierenden und kontrollierenden Abstimmung von Angebot und Nachfrage nach Unterstützung. Primäres Ziel ist, „potentiell

auf die konkreten Problemlagen passende Hilfen ausfindig und zugänglich zu machen" (Wendt 1991, S. 11). Es geht mithin um die Abstimmung der Systemlogiken der Dienstleistungsanbieter einerseits und der Lebensweltlogik der Klienten mit ihren spezifischen Nöten und Problemen andererseits.

In der Literatur zum Case Management finden sich unterschiedliche *Phasierungsmodelle*, die den Hilfeprozess in fünf bzw. sechs Handlungsschritte strukturieren:

1. Case Finding – Kontaktaufnahme, Vorfeldklärung

Erkunden jener Klienten, die der Hilfe bedürfen. Darauf folgt die Vorprüfung und Klärung, ob die Sozialarbeiterin/ der Sozialarbeiter die geeignete – und „zuständige“ – Ansprechperson für die hilfesuchende Person ist oder ob eine andere Einrichtung Hilfe effizienter leisten kann.

2. Assessment – Einschätzung

Abklärung und Bestandsaufnahme der Lebenssituation und der darin enthaltenen Problemstellungen des Klienten: Welche sozialen und gesundheitlichen Problem- und Lebenslagen liegen vor, welcher Hilfebedarf besteht und welche Fähigkeiten und Bewältigungsstrategien besitzt der Klient, Probleme zu lösen und Belastungen zu vermindern? Erkunden z.B. der lebensgeschichtlichen Aspekte, des sozialen Umfeldes, des Einflusses von Arbeits- und Wohnungsmarkt auf das Problem, der verfügbaren sozialen und materiellen Ressourcen sowie der verfügbaren Netzwerke. (Wendt 1997, S. 108)

3. Planning – Planung der Hilfe

Auf der Grundlage der vorläufigen Einschätzung erfolgt bei der Hilfeplanung eine Konkretisierung der Ziele unter Berücksichtigung der Dringlichkeit und Wichtigkeit für den Klienten. Die Fachkraft überlegt gemeinsam mit dem Klienten, mit welchen verfügbaren Mitteln welche spezifischen Ziele erreicht werden sollen, mit welchen Einrichtungen kooperiert und wie die Selbsthilfekräfte des Klienten und seine "natürlichen" Netzwerke berücksichtigt werden können. Der Hilfeplan ermöglicht eine angemessene Strukturierung, Ausführung und Koordination der einzelnen Hilfeleistungen und dient darüber hinaus der Kontrolle und Evaluation des gesamten Hilfeprozesses und seiner Teilschritte.

4. Intervention – Ausführung des Case Managements

Die einzelnen Interventionen bestimmen sich in der Ausführungsphase nach den jeweiligen im Hilfeplan bestimmten Aufgaben und Zielsetzungen. Eingeschlossen ist die Möglichkeit, mit dem Klienten relativ direktiv zu arbeiten und z.B. konkrete Vereinbarungen zu treffen sowie spezifische Verhaltensweisen zu trainieren. Da Case Management vorrangig die Stärkung der Selbsthilfefähigkeiten fokussiert, kann es förderlich sein, den Klienten mit seinem eigenen Verhalten zu konfrontieren, wenn dieses die bestehenden Probleme eher vergrößert statt sie zu vermindern. (Vgl. Lowy 1998, S. 36) Eine eher nicht-direktive Unterstützung bezieht sich z.B. darauf, den Klienten zu informieren, zu beraten, Hilfen zu vermitteln und zu koordinieren sowie die Rolle des Begleiters zu übernehmen. Im Kontakt mit den beteiligten Diensten achtet die Fachkraft auf die Erfüllung der vereinbarten Aufträge und Aufgaben.

5. Monitoring – Kontrolle

Im Verlauf des Unterstützungsprozesses erfolgt in festgelegten Zeitabständen eine Überprüfung der gesamten Entwicklung: Ist die anfängliche Einschätzung zu verifizieren, hat sich die Lebenssituation des Klienten verändert, waren die bisherigen Leistungen effektiv und effizient? In welchen Bereichen sind durch wen Veränderungen vorzunehmen? Zu diesen Aufgaben der Fachkraft gehören einerseits die Dokumentation und Kontrolle des Klientenverhaltens im Sinne der im Hilfeplan vereinbarten Anforderungen und des Erreichens der Zielvereinbarungen, andererseits die Information und Beratung der Dienste und die Vermittlung bei auftretenden Problemen oder Konflikten zwischen den Beteiligten.

6. Evaluation – Bewertung

Die abschließende Bewertung des gesamten Hilfeprozesses orientiert sich an der Lebenslage des Klienten. Auf der Grundlage der im Hilfeplan vereinbarten Zielsetzungen und Aufgabenstellungen erfolgt eine Einschätzung, die auf der Festlegung messbarer und angemessener Kriterien basiert. (Wendt 1997, S. 128) In diese Phase gehören ebenso erste Schritte der Entpflichtung der HelferIn/ des Helfers und die Beendigung der Hilfeleistung.

Vier Funktionen des Case Managements sind hervor zu heben:

- die Erfassung der Aufgabenstellung (assessment), d.h. die Analyse der Lebenssituation des Klienten und der daraus resultierenden Hilfeerfordernisse
- die Planung der Dienstleistung (service planing), d.h. die gemeinsame Erarbeitung eines Hilfe- und Unterstützungsplans mit dem Klienten
- die konkrete Vermittlung der Unterstützung (brokering services), d.h. die Kontaktierung und Vermittlung an die konkret Hilfe leistende Institution
- das Handeln im kommunalen Kontext (community intervention), d.h. die Koordination der Hilfeleistung im kommunalen Zusammenhang

In Deutschland kommt Case Management vorrangig in folgenden Arbeitsfeldern zum Einsatz:

- Behindertenhilfe,
- Hilfen für chronisch psychisch Kranke,
- Hilfen physisch Kranke,
- Altenhilfe,
- außerdem in Gesundheitswesen/ Rehabilitation und Pflege.

Das Case Management könnte aber prinzipiell auch in anderen Arbeitsfeldern – z.B. der Kinder- und Jugendhilfe – praktiziert werden.

Wendt (1988, S. 21) bestimmt elf zentrale Bestandteile des Verfahrens des Case Managements:

- „1. die Nutzung eines Netzwerks von Einrichtungen und Diensten,
2. die Eröffnung des Zugangs zu den Bestrebungen und Ressourcen des Dienstes seitens der Zielgruppe,
3. die Erfassung der Stärken des Klienten und seines Hilfebedarfs, wobei die Betonung eher auf den Stärken als auf dem Problem liegt,
4. die Entwicklung eines Unterstützungsplans nach Zielplanung mit dem Klienten,
5. ein Vertrag zwischen Klient und Dienststelle und erforderlichenfalls weitere Einzelkontakte,
6. der Entwurf eines individualisierten Netzwerks sowohl der Dienste als auch der informellen Hilfen für und mit dem Klienten,
7. die Durchführung des verabredeten Plans und die Mobilisierung der Netzwerke,
8. Beobachtung des Ablaufs der Unterstützung gemäß Plan und nötigenfalls seine Abänderung,
9. Evaluation zusammen mit dem Klienten, ob die abgesprochenen Aktivitäten ihren Zweck erfüllen,
10. Formelle Beendigung der Unterstützung in Absprache mit dem Klienten und
11. Nachsorge“.

Für Case Managerinnen/ Case Manager lassen sich drei zentrale Rollen der identifizieren (Galuske 2001, S. 199):

- Koordinatorin/ Koordinator des Hilfeprozesses

Die Abstimmung von Bedarf und Hilfeleistung vorantreiben. In Kooperation mit dem Klienten Problemlagen einschätzen, Kooperationsmöglichkeiten und –erfordernisse für einen effektiven Unterstützungsprozess erkunden, einen Unterstützungsplan erstellen,

den Klienten bei der Kontaktaufnahme und der Zusammenarbeit mit anderen Helferinnen/ Helfer unterstützen, die unterschiedlichen Hilfen begleiten, überprüfen und ggf. verändern.

➤ Anwältin/ Anwalt des Klienten

Anwältlich als Fürsprecherin/ Fürsprecher für den Klienten tätig sein, um nötige Hilfen und Ressourcen zu erschließen und einzufordern. Ggf. für maßvollere Forderungen an den Klienten eintreten.

➤ Beraterin/ Berater des Klienten

Vermittlung von Kenntnissen und notwendigen Fähigkeiten, die den Klienten in die Lage versetzen, selbständig benötigte Unterstützungsleistungen zu erlangen und dazu ein Netzwerk an Ressourcen zu entwickeln und sich diese Hilfsquellen auch zu erhalten.

Literatur:

Biestek, F.: Wesen und Grundsätze der helfenden Beziehung in der sozialen Einzelhilfe. Freiburg 1977 ⁵

Galuske, M.: Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim, München 2001 ³

Geißler, K./ Hege, M.: Konzepte sozialpädagogischen Handelns. Ein Leitfaden für soziale Berufe. Weinheim, Basel 1995 ⁷

Germain, C.B./ Gitterman, A. Vogel, B.: Praktische Sozialarbeit. Das „Life Model“ der sozialen Arbeit. Stuttgart 1983

Hege, M.: Engagierter Dialog. Ein Beitrag zur sozialen Einzelhilfe. München 1974

Hege, M.: Die Bedeutung der Methoden in der Sozialarbeit. In: Projektgruppe Soziale Arbeit (Hrsg.): Sozialarbeit – Expertisen Bd. 1. München 1981, S. 145 - 161

Heiner, M. u.a. (Hrsg.): Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Freiburg i.B. 1994

Hinte, W.: Von der Gemeinwesenarbeit zur stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit – oder: die Entpädagogisierung einer Methode. In: Brennpunkte Sozialer Arbeit. Themenheft Gemeinwesenarbeit. Frankfurt a.M. 1985, S. 23 – 42

Hinte, W./ Litges, G./ Springer, W.: Soziale Dienste: Vom Fall zum Feld. Soziale Räume als Verwaltungsbezirke. Berlin 1999

Hollis, F.: Die psychosoziale Arbeitsweise als Grundlage Sozialer Einzelhilfe-Praxis. In: Roberts, R.W./ Nee, R.H.: Konzepte der Sozialen Einzelhilfe. Stand der Entwicklung. Neue Anwendungsformen. Freiburg i.B. 1977, S. 47 – 90

Lowy, L.: Case Management in der Sozialarbeit. In: Brennpunkte Sozialer Arbeit. Themenheft Soziale Einzelhilfe. Frankfurt a.M. 1988, S. 31 - 39

Meinhold, M.: „Wir behandeln Situationen – nicht Personen“. Über Möglichkeiten, situationsbezogene Verfahren anzuwenden am Beispiel des Familienzentrums Melbourne. In: Müller, S. (Hrsg.): Handlungskompetenz in der Sozialarbeit/ Sozialpädagogik, Band 1. Bielefeld 1982, S. 165 ff

Meinhold, M.: Sozio-ökologische Konzepte. Alternative Grundlage für die Familienarbeit. In: Hörmann, G./ Körner, W. (Hrsg.): Familie und Familientherapie. Probleme – Perspektiven – Alternativen. Opladen 1988

Meinhold, M.: Ein Rahmenmodell zum methodischen Handeln. In: Heiner, M. u.a. (Hrsg.): Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Freiburg i.B. 1994, S. 184 – 201

Meinhold, M./ Guski, E.: Einzelfallhilfe. In: Eyferth, H./ Otto, H.-U./ Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch der Sozialarbeit/ Sozialpädagogik. Darmstadt 1984, S. 271 ff

Perlman, H.H.: Soziale Einzelhilfe als problemlösender Prozess. Freiburg i.B. 1973³

Richter, H.E.: Eltern, Kind und Neurose. Psychoanalyse der kindlichen Rolle. Reinbek 1969

Richter, H.E.: Patient Familie. Entstehung, Struktur und Therapie von Konflikten in Ehe und Familie. Reinbek 1972

Satir, V.: Familienberatung. Kommunikation und Beziehung in Theorie, Erleben und Therapie. Freiburg 1985⁵

Satir, V.: Selbstwert und Kommunikation. Familientherapie für Berater und zur Selbsthilfe. München 1985⁶

Staub-Bernasconi, S.: Methodenentwicklung in der Zukunft – eine Prognose und ein Weg aus der Professionalisierungsfalle. In: Mrochen, S./ Bertold, E./ Hesse, A. (Hrsg.): Standortbestimmung sozialpädagogischer und sozialarbeiterischer Methoden. Weinheim 1998, S. 42 - 64

Wendt, W.R.: Soziale Einzelhilfe: Von der Falldiagnose zum Unterstützungsmanagement. In: Brennpunkte Sozialer Arbeit. Themenheft Soziale Einzelhilfe. Frankfurt a.M. 1988, S. 9-30

Wendt, W.R.: Unterstützung fallweise. Case Management in der Sozialarbeit. Freiburg i.B. 1991

Wendt, W.R.: Case Management im Sozial- und Gesundheitswesen. Freiburg i.B. 1997

2.2) Sozialpädagogische Beratung

Was sind die Spezifika der sozialpädagogischen Beratung?

Der Begriff Beratung kennzeichnet einerseits eine zentrale Aufgabe in allen Tätigkeitsbereichen der Sozialen Arbeit (horizontaler Aspekt), andererseits einen spezialisierten Beruf in ausgewiesenen Beratungsstellen (vertikaler Aspekt).

Beratung findet einerseits hauptsächlich (etwa 80 %) in informellem Rahmen, durch vorhandene Unterstützungsquellen in den alltäglichen Zusammenhängen und in den sozialen Netzwerken von Menschen statt. (Galuske 2001, S. 167)

Beratung wird andererseits in zunehmendem Umfang in spezifischen, konstruierten bzw. arrangierten Beratungssettings geleistet, etwa in sozialpädagogischen Arbeitsfeldern wie der Familienberatung, Schwangerschaftskonfliktberatung, Erziehungsberatung, Mediation, Suchtkrankenberatung, Schuldnerberatung, Beratung bei sexuellem Missbrauch, Freizeitberatung, Gesundheitsberatung, Schullaufbahnberatung, Sozialberatung. (Stimmer 2006, S. 100)

Strukturelemente von Beratung in der Sozialen Arbeit sind Klientel, Berater, Ort bzw. Setting, Themen und Inhalte sowie Aspekte wie Freiwilligkeit, Leidens- bzw. Handlungsdruck und die Zeit. Idealtypisch ist Beratung ein spezifisch strukturierter, personenzentrierter und zugleich problem- oder sachorientierter kommunikativer Verständigungsprozess, der methodisch und theoretisch zu begründen und in seinen Wirkungen kontinuierlich zu überprüfen ist. (ebenda, S. 101)

Sozialpädagogische Beratung ist wesentlich durch ihren Bezug auf den Alltag ihrer Klienten gekennzeichnet. Sie ist „weitaus näher an der konkreten Lebensrealität, hält sich nicht selten in eben dieser auf, wird deshalb mit dem alltagsweltlich komplexen Geflecht aus materiellen, sozialen, psychischen und alltagspraktischen Belastungen weitaus direkter konfrontiert als psychologische Beratung, die sich auf den „dritten Ort“ (Thiersch 1989) innerhalb der Beratungsstelle zurückzieht.“ (Sickendiek/ Engel/ Nestmann 2002, S. 42)

Beratungshandeln muss sich auf die „komplexe und widersprüchliche Struktur des Alltags einlassen. Dieses Anliegen konkretisiert sich in drei zentralen Dimensionen sozialpädagogischen Beratungshandelns: Akzeptanz des Klienten, Sachkompetenz und Partizipation.“ (Vgl. Galuske 2001, S. 170)

Beratung ist nicht gleichzusetzen mit sozialpädagogischem oder sozialarbeiterischem Handeln insgesamt, denn dieses stellt umfassenderes methodisch geleitetes Handeln dar. Beratung ist ebenfalls nicht gleichbedeutend mit einer auch sehr geübten Anwendung von Techniken. Beratungstechniken sind die kleinsten Elemente methodischen Handelns, die ihren Sinn erst in den handlungsleitenden Konzepten erhalten. (Stimmer 2006, S. 102)

Beratung ist außerdem abzugrenzen von „gut gemeinten“ Ratschlägen, verschiedenen Formen des Zwangs und der Manipulation im Zusammenhang mit strategischer Einflussnahme, ferner vom Hervorrufen von Schuldgefühlen und Doublebinds. (Ebenda, S. 102)

Beratungsbedürfnis – Beratungsbedarf – Beratungspflicht

Das Beratungsbedürfnis in modernen Industriegesellschaften ist strukturell angelegt: Pluralismus, Differenzierung und Spezialisierung, soziale Mobilität, Technologisierung und Bürokratisierung, Individualisierung und Vereinzelung begründen eine hohe Nachfrage nach Beratung aufgrund der entstehenden Verunsicherung, Verwirrung, Identitätsdiffusion und Selbstwertkränkung. Ökonomische Einbrüche und dramatische Lebensereignisse verstärken das Beratungsbedürfnis.

Die Befriedigung des Beratungsbedarfs ist als Beratungsanspruch bzw. Beratungspflicht in wesentlichen Teilbereichen rechtlich abgesichert – z.B. im SGB I § 1 (Aufgaben) in Verbindung mit § 14 (Anspruch auf Beratung), in diversen §§ des SGB VIII (Kinder- und Jugendhilfe): § 1 (3) (allgemeine Beratungspflicht), § 8 (Beratung Minderjähriger), § 11 (3) (Jugendarbeit/ Jugendberatung), § 16 (2) (Angebote der Beratung in allgemeinen Fragen der Erziehung und Entwicklung junger Menschen), § 17 (Beratung in Fragen der Partnerschaft, Trennung und Scheidung), § 53 SGB VIII (Beratung von Vormündern und Pflägern) – und vorwiegend in staatlichen Einrichtungen institutionalisiert. (Vgl. Stimmer 2006, S. 103)

In den Bereichen des sozialen Sicherungssystems hängen die Sach- und Geldleistungen sehr eng mit der persönlichen Hilfe zusammen. In der sozialpädagogischen Beratung werden daher erhebliche Kenntnisse einerseits der sozialstaatlichen Rahmenbedingungen, andererseits der Lebenswelten der Klienten verlangt, ohne die materielle und soziale Notlagen der Klienten nicht gemindert werden können. (Ebenda, S. 107 f)

Integration vs. Monomethode

Sozialpädagogische Beratung ist ein kommunikativer Verständigungsprozess. Die spezifischen Methoden wurden im Rahmen der drei großen therapeutischen Richtungen – der Psychoanalyse, der Verhaltenstherapie und der Humanistischen Psychologie – zu Grunde gelegt.

Konkrete sozialpädagogische Beratung ist flexibel und situationsangemessen strukturiert, wobei die Bedeutung der Strukturierung bei den unterschiedlichen Beratungskonzepten durchaus differiert. (Geissler/ Hege 1995, S. 42 ff) Das grundlegendste Element des strukturierten Verständigungsprozesses ist das Bemühen um ein Klima, in dem eine tragfähige Beziehung zwischen Klient und Beraterin/ Berater möglich wird und das dem Klienten erleichtert, seine positiven Möglichkeiten und Fähigkeiten wahrzunehmen und einzusetzen sowie über den Weg der Selbstexploration zu einem realitätsangemessenen Selbst- und Problemverständnis zu gelangen. Die zentrale Stellung dieses Basiselementes der Begegnung wird bei aller Unterschiedlichkeit der Konzepte allgemein anerkannt. (Stimmer 2006, S. 105)

Die Wirksamkeit der Beratung hängt nicht von der Methode ab, sondern davon, ob sich diese Form der Beziehung zwischen Klient und Beraterin/ Berater entwickeln kann: Ohne eine offene, vertrauensvolle und auf Zusammenarbeit orientierte Beziehung aller Beteiligten ist keine Erfolg versprechende Beratung möglich. Keine noch so differenzierte Methodenauswahl und kein noch so gekonnter Methodeinsatz können den Beratungserfolg, die Kontinuität von Beratungsprozessen und die Verbindlichkeit von gemeinsamen Beratungsabsprachen sichern, wenn keine positive und von Vertrauen getragene Beratungsbeziehung existiert. (Sickendiek/ Engel/ Nestmann 2002, S. 129 ff)

Die von Carl Rogers im Rahmen seiner Klientenzentrierten Gesprächspsychotherapie bzw. Personzentrierten Beratung postulierten „klassischen“ Merkmale einer hilfreichen Beratungsbeziehung (der so genannten Begegnungshaltung) sind Empathie, Wertschätzung oder Akzeptanz und Echtheit oder Authentizität. Diese drei Beziehungsvariablen gelten gegenwärtig auch in anderen Beratungskonzepten als grundlegend für eine förderliche Hilfebeziehung.

Wirksamkeitsstudien (Grawe u.a. 1995) haben gezeigt, dass auch die zentralen Wirkfaktoren in Beratungs- und Therapieprozessen eingebettet sind in gelingende verständigungsorientierte Beziehungsprozesse zwischen Beraterin/ Berater und Klient.

Als beziehungsfördernde Fähigkeiten auf Seiten der Beraterin/ des Beraters gelten dabei – als Zielvorstellung betrachtet – Zuwendung, Präsenz, Sich-einstellen-Können auf den

Klienten, Sich-Einfühlen und Sich-Eindenken in die Lebenswelten des Klienten, bedingungslose Wertschätzung und Echtheit. Diese Fähigkeiten und der damit verbundene Perspektivenwechsel scheinen der „Schlüssel zum Beratungsprozess“ zu sein.

In der sozialpädagogischen Beratungspraxis sind vor allem das eklektische Handeln, das solide Erlernen einer Basismethode und das integrierte methodische Handeln von Bedeutung. Das eklektische und integrative Vorgehen unterscheidet sozialpädagogische Beratung von psychotherapeutischem Handeln, welches stärker auf spezifische, schulenabhängige Methodenorientierungen eingeschränkt bleibt. Das heißt, sozialpädagogische Beratung wählt und nutzt Methoden und Verfahren aus unterschiedlichen Konzepten von Veränderung und Hilfe.

Zwei theoretische Hintergründe fundieren eine in der Beratung traditionelle integrative Entwicklung psychosozialer und sozialpädagogischer Beratungsmodelle: der Eklektizismus und die so genannte Common-factor-Forschung:

➤ **Der Eklektizismus**

Der Trend zur Methodenintegration hat insbesondere in der Beratungspraxis lange Tradition, wird aber zunehmend auch von Beratungstheoretikern als Weg aus orthodoxen und rigiden Methodenvorstellungen einzelner Beratungsschulen hin zu einer systematischen Verbindung, Koordination und Abstimmung verschiedener Hilfetechniken und Unterstützungsstrategien stärker gewürdigt.

„Eklektisch“ bedeutet: „Aussuchen aus verschiedenen Quellen, Systemen und Stilen, „das was das Beste scheint“. „Integrativ“ bedeutet hingegen, dass es nicht um ein wahlloses Zusammenstellen und Zusammenwürfeln einzelner methodischer Elemente geht, sondern um eine geplante und kontrollierte Kombination und Integration verschiedener Verfahren. Hauptmotivation für ein integratives Vorgehen besonders der langjährigen und erfahrenen Beraterinnen/ Berater ist meistens, eine breite Palette von beraterischen und therapeutischen Techniken bzw. Verfahren zur Verfügung zu haben, auf die flexibel und je nach Fallkonstellation zurückgegriffen werden kann.

➤ **Die Common-factor-Forschung**

Hier wird aus umgekehrter Perspektive heraus zu klären versucht, welche allgemeinen Dimensionen und Faktoren die Wirkung und Effektivität von unterschiedlichen Beratungsformen generell ausmachen, statt zu betrachten, wie sich diese Formen im einzelnen unterscheiden. Common-factor-Modelle suchen nach mehreren, allen Beratungsformen gemeinsamen Faktoren und Wirkungsbedingungen. Eine der aktuellen Wirksamkeitsstudien (Grawe u.a. 1995) hat gezeigt, dass die zentralen Wirkfaktoren in Beratungs- und Therapieprozessen eingebettet sind in gelingende verständigungsorientierte Beziehungsprozesse zwischen Beratern und Klienten (s.o). Grawe u.a. definieren *vier zentrale Wirkfaktoren*:

1. Das wichtigste Prinzip erfolgreicher und effektiver Beratung ist die aktive Hilfe zur Problembewältigung. Die Unterstützungsleistungen müssen auf die spezifischen Störungsphänomene „passen“. Zentral geht es um die reale Erfahrung, sich zum Positiven zu ändern.
2. Das zweite Prinzip ist das der Klärungsarbeit mit dem Ziel, Einsicht in die Bedingungen und Motive hinter den Problemen zu vermitteln, d.h. vom „Nichtwissen und Nichtverstehen zum Erkennen und Sich-selbst-Verstehen.“
3. Das dritte Prinzip der Problemaktualisierung meint die Notwendigkeit, Veränderungsprozesse in der aktuellen Realität erfahrbar zu machen und aktuell zu bearbeiten.
4. Das Prinzip der Ressourcenförderung besagt, dass mit den Potentialen und Stärken der Ratsuchenden gearbeitet wird. Ressourcenaktivierung bezieht sich auf persönliche Potentiale und auf Unterstützungsmöglichkeiten in der sozialen Umwelt.

(Sickendiek/ Engel/ Nestmann 2002, S. 136 ff)

Verfahren und Techniken im Beratungsprozess

Beratung ist „multimethodisch“ und kombiniert ihre Verfahren bzw. Techniken je nach Beratungskonzeption, Problemlage, Ziel, beteiligten Personen, Phasen im Beratungsprozess, Rolle und Funktion der Beraterin/ des Beraters sowie Setting der Beratung.

Das Methodenspektrum umfasst

- aufmerksames aktives Zuhören, um zu verstehen, sich einzudenken und einzufühlen,
- vielfältige Möglichkeiten verbaler und nonverbaler Reaktion,
- gemeinsame Analysen von Problemstellungen und Problemhintergründen,
- vielfältige Verfahren der Anregung zur Selbstreflexion, der Deutung und Interpretation, des Neu- und Umlernens, der emotionalen Fokussierung, der systematischen Desensibilisierung, des Aufbaus von komplexen sozialen Verhaltensweisen
- weit gespannte Hilfe- und Unterstützungsformen, wenn nicht nur Einzelne, sondern Gruppen, ganze Beziehungssysteme und Organisationen etc. beraten werden.

Zu den Basismethoden in der Beratung gehören vor allem die Personzentrierte Gesprächsführung für die Einzel- und Gruppenberatung, die Themenzentrierte Interaktion für die Gruppenberatung sowie die Systemische Beratung und einzelne Verfahren wie das Psychodrama, das Rollenspiel und verschiedene soziometrische Verfahren für die Einzel- und Gruppenberatung. (Stimmer 2006, S. 106)

Heron (1990) entwickelte folgendes Kategoriensystem methodischer Handlungsstrategien im Beratungsprozess (in: Sickendiek/ Engel/ Nestmann 2002, S. 141):

- präskriptiv vorschreibende Techniken wie Ratschläge erteilen, etwas anordnen, Aufgaben stellen
- unterstützende Methoden, die Bestätigen und Wertschätzung ausdrücken
- informative Vorgehensweisen wie Mitteilungen, Hinweise, Interpretationen und Ergänzungen
- konfrontative Verfahren wie direkte Rückmeldungen, Herausforderungen, gegensätzliche Positionen beziehen, Klienten mit ihrem Verhalten konfrontieren
- kathartische Verfahren, die zu emotionaler Entlastung ermutigen und
- katalytische Verfahren, die Reflexion und Nachdenken anregen

Die Art der zu lösenden Probleme prägt die Gesprächsführung stark. Bei Informationsdefiziten genügen oft wenige geschlossene oder offene Fragen, um klare Auskünfte zu erteilen. Bei komplexen Problemen dagegen ist oft eine große Flexibilität und Variabilität erforderlich, z.B.

aktives Zuhören	Abstrahieren
Ich- und Du-Botschaften kennzeichnen	Interpretieren
Metakommunizieren	Entdramatisieren
Selbstaussagen des Beraters	Konflikte offen legen
Ermutigen	Problemlösungsalternativen aufzeigen
Motivieren	Handlungsvorschläge anbieten
Konkretisieren	Bilanzieren
Zusammenfassen	Konfrontieren

Lebenswelt und Alltag als Rahmenkonzept - die Öffnung der sozialpädagogischen Beratung

Nach Hans Thiersch (1989) stellt die Lebenswelt- und Alltagsorientierung von Beratung primär eine Öffnung des institutionellen Rahmens von Beratung dar, einhergehend mit einer zunehmenden Reflexion der Rolle der Beraterin/ des Beraters:

1. Beratung ist gegen die Selektion von Adressatinnen/ Adressaten und für eine Öffnung für alle diejenigen, die in Nöten stecken.
2. Sie ist eine Öffnung nicht nur im Hinblick auf methodische Vielfalt, sondern auch im Blick auf Strukturierungsansätze bezüglich lebenspraktischer, instrumenteller wie auch gesellschafts-politischer Probleme.
3. Sie ist somit gegen die enge Rekonstruktion von Lebensproblemen auf psychisch-kommunikative Vorgänge oder private enge begrenzte Räume.
4. Sie befürwortet eine „gegebenen Lebensschwierigkeiten und Zugangsmöglichkeiten nachgehende Bescheidenheit, also auch nur zu begleiten, nur da zu sein ...“
5. Sie verwirft Beratungsarbeit in einem abgegrenzten institutionell geprägten Raum und plädiert für eine Hinwendung „ins offene Feld der lokalen, regionalen Umgebung“.
6. Sie kann auch das parteiliche Agieren für die Klientel in anderen Institutionen zum Inhalt haben.
7. Sie ist des weiteren eine Öffnung zu einer Arbeit, die „immer riskant ausgehandelt werden muss“, und die eine Haltung der Kollegialität auch Nicht-Professionellen gegenüber erlaubt und deren Erfahrungen und Problemlösungsstrategien mit berücksichtigen will.

(Thiersch 1989, S. 189 f, in: Sickendiek/ Engel/ Nestmann 2002, S. 169)

Hinsichtlich der Organisations- und Angebotspragmatik von sozialpädagogischer Beratung, d.h. den praktischen Arbeitsformen sozialpädagogischer Beratung berücksichtigt Thiersch (1989) mit Blick auf ihre alltags- und lebensweltnahe Orientierung folgende Aspekte:

- Die Erreichbarkeit des Beratungsangebotes für Klienten garantieren: Räumlich einfach und ohne Schwellenängste zu finden, im lebensweltlichen und alltäglichen Kontext der Ratsuchenden integriert.
- Die Freiwilligkeit des Beratungsangebotes bewahren: Achtung Etikettenschwindel (!): Beratung gerät im Verbund mit administrativen Maßnahmen nicht selten in die Nähe von Zwangsberatung (z.B. § 218-Beratung).
- Der Komplexität der Problemlagen gerecht werden und damit verhindern, dass Problemlagen entsprechend der professionellen Zuständigkeiten zersplittert werden.
- Teilhabe im Sinne der Mitgestaltung sichern: Das bedeutet, aus der Perspektive der Ratsuchenden besteht die Möglichkeit des Aushandels von Veränderungen in der Beratung; Partizipation versteht sich hier deutlich als Unterstützung von „bottom-up“-Konzepten (von unten nach oben) statt als Initiierung von „top-down“-Konzepten (von oben nach unten), die an den Interessen und Problemen der Ratsuchenden vorbei gehen.
- Das Problem der Akzeptanz von Beratung Seitens der Ratsuchenden reflektieren: Nach Organisationsformen von Beratung suchen, die niedrigschwellig angelegt sind und keine Berührungängste erzeugen.
- Ressourcensensibel agieren: In jedem Kontext sind Bewältigungsressourcen vorhanden, die es zu fördern, zu ergänzen oder zu aktivieren gilt – z.B. persönliche, soziale, materielle Ressourcen.

(Thiersch 1989, in: Sickendiek/ Engel/ Nestmann 2002, S. 173 f)

Literatur:

Arnold, T.: Struktureigenschaften sozialer Arbeit und ihre Auswirkungen auf das Verhältnis von Theorie und Praxis. In: Neue Praxis 5/1993, 466-472

Bachmair, S. u.a.: Beraten will gelernt sein. Ein praktisches Lehrbuch für Anfänger und Fortgeschrittene. München 1989 ⁴

Belardi, N. u.a.: Beratung. Eine sozialpädagogische Einführung. Weinheim, Basel 1996

Culley, S.: Beratung als Prozess. Lehrbuch kommunikativer Fertigkeiten. Weinheim, Basel 1996

B. Dewe, A. Scherr: Beratung oder Therapie. Beratung als sozialpädagogisches Handeln - Über die Unterschiede von Beratung, Bildung und Therapie. In: Blätter der Wohlfahrtspflege 1/1991, 6-7

Galuske, M.: Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim, München 2001 ³

Geissler, K./ Hege, M.: Konzepte sozialpädagogischen Handelns. Ein Leitfadens für soziale Berufe. Weinheim, Basel 1995 ⁷

Germain, C. B./ Gitterman, Alex/ Vogel, B.: Praktische Sozialarbeit: das „Life-Modell“ der sozialen Arbeit. Gekürzte Fassung. Stuttgart 1988 ²

Heiner, M. u.a.: Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Freiburg i.B. 1996 ³

Müller, B.: Sozialpädagogisches Können. Ein Lehrbuch zur multiperspektivischen Fallarbeit. Freiburg i.B. 1997 ³

Preis, Wolfgang: Professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit. Grundlagen der Integrativen Fallbearbeitung. Chemnitz 2001

Rauschenbach, T., Ortmann, F., Karsten M.E. (Hrsg.): Der sozialpädagogische Blick. Weinheim und München 1993

Rogers, C.: Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie. München 1983
Derselbe: Die Kraft des Guten. Frankfurt am Main 1985

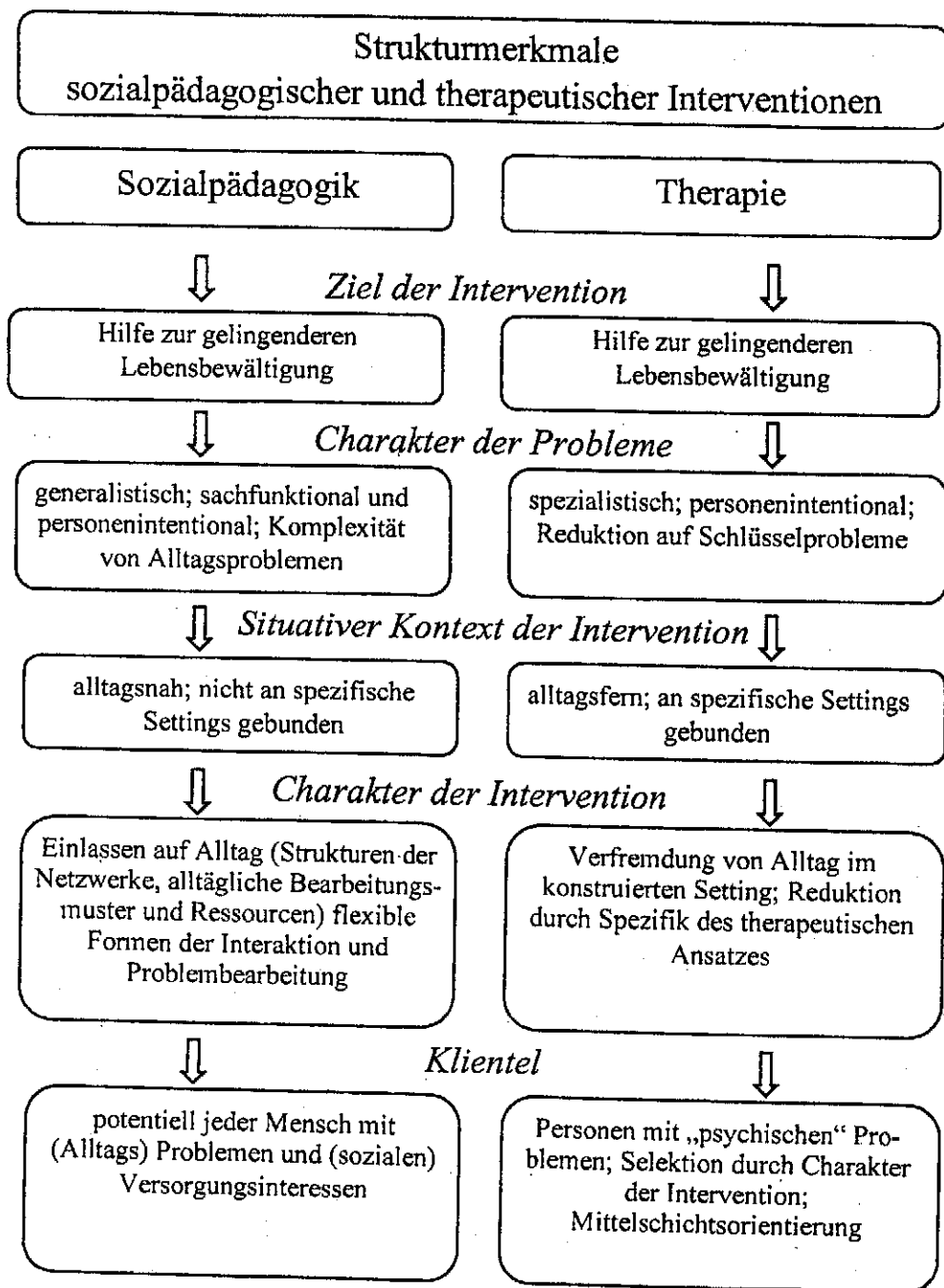
Sickendiek, U./ Engel, F./ Nestmann, F.: Beratung. Eine Einführung in sozialpädagogische und psychosoziale Beratungsansätze. Weinheim, München 2002 ²

Spiegel, H. von: Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Grundlagen und Arbeitshilfen für die Praxis. München 2004

Stimmer, F.: Grundlagen des Methodischen Handelns in der Sozialen Arbeit. Stuttgart 2006 ²

Thesing, Theodor u.a.: Sozialpädagogische Praxisfelder. Ein Handbuch zur Berufs- und Institutionenkunde für sozialpädagogische Berufe. Freiburg 2001

Thiersch, H.: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. Weinheim, München 1992



2.3) Personenzentrierte Beratung

Einführung

Da Sprache das zentrale Verständigungsmedium ist und daher die Gesprächsführung sowie die Grundhaltung in der Sozialen Arbeit eine besondere Rolle einnehmen, sind die Kernelemente der Personenzentrierten Beratung richtungweisend für die Soziale Arbeit. Die so genannte Klientenzentrierte Gesprächsführung ist eine notwendige, wenngleich nicht hinreichende Voraussetzung sozialpädagogischen Handelns. Die Grundzüge dieser Handlungsmethode wurden von Carl Rogers, einem der führenden Persönlichkeiten der Humanistischen Psychologie, entwickelt. Bis heute wird sie in vielen Arbeitsfeldern – Beratung, Bildung, Pädagogik, Psychotherapie, Politik, Management und Gruppenarbeit etc. – praktiziert. Aufgrund der breiten Anwendbarkeit dieser Methode schlägt Rogers den Begriff „personenzentrierter Ansatz“ vor.

Carl Rogers (1902 – 1987) begründete den personenzentrierten Ansatz Anfang der 40er Jahre aufgrund seiner Forschungstätigkeit in einer öffentlichen Erziehungsberatungsstelle und seiner Auseinandersetzung mit der Philosophie der Begegnung (Buber und Moreno), Studien der Agrarwissenschaft, Theologie und Pädagogik sowie der Klinischen Psychologie. Er war einer der ersten Psychologen, der sein beraterisches und psychotherapeutisches Tun evaluierte, um die Wirksamkeit seiner Arbeit zu überprüfen.

Die Hamburger Psychologen Tausch/Tausch führten Rogers' personenzentrierten Ansatz 1956 als Gesprächspsychotherapie in Deutschland ein. Gegenwärtig gilt die aus diesem Ansatz entwickelte Personenzentrierte Beratung als die am meisten verbreitete Methode in der Bildungs- und Beratungsarbeit.

Menschenbild

Carl Rogers geht in seinem personenzentrierten Ansatz konsequent davon aus, dass der Mensch letztlich gut sei. Er betont das "Positive und Konstruktive im Menschen" und dass die angeborene „Kraft des Guten“ (1985) wirksam werde, wenn das entsprechende förderliche Klima gegeben sei. Rogers geht von einer kosmischen kreativen Kraft aus, einer „schöpferischen Tendenz“, die sich universal „auf allen Ebenen offenbart“. Hier zeigt sich eine ähnliche philosophische Basis der personenzentrierten Arbeit wie in dem Psychodrama, der Themenzentrierten Interaktion und im Konzept des Empowerment. (Galuske 2001, S. 176 f; Stimmer 2006, S. 169)

Theoretische Konzepte

Rogers nimmt an, dass jeder Mensch über eine angeborene Selbstaktualisierungstendenz verfügt. Jede Person strebe in der Auseinandersetzung mit der Umwelt nach Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung. Das heißt nichts anderes, als dass in jedem Menschen eine Kraft angelegt ist, die es ihm ermöglicht, seine potentiellen Anlagen zu entwickeln und dass jeder Mensch gleichzeitig auf Beziehung, Begegnung mit anderen Menschen als Konstituenten seiner persönlichen Entwicklung angewiesen ist.

Nach Rogers entwickeln Menschen im Laufe ihres Lebens ein Selbstkonzept, d.h. ein wertendes Bild von sich selbst, in dem alle Erfahrungen in der Auseinandersetzung mit der Umwelt enthalten sind. Wenn dieses Selbstkonzept nicht mit der Selbstaktualisierungstendenz übereinstimmt, kommt es zum Konflikt: Der Mensch wird innerlich gespalten zwischen den eigenen Verwirklichungswünschen und dem, was er "tun müsste" bzw. "denken sollte". Hier zeigt sich das bekannte Problem der Notwendigkeit, die Spannung zwischen Vergesellschaftung und Individuation des Menschen auszubalancieren, also wie Goffman es formulierte, zugleich so zu sein, wie alle anderen Gesellschaftsmitglieder (soziale Identität) und so zu sein, wie kein anderes Gesellschafts-

mitglied (personale Identität). Ähnliche Grundannahmen treffen sowohl Ruth Cohn als auch Moreno. (Vgl. Stimmer 2006, S. 170)

Häufig entstehen primäre Inkongruenzen zwischen der Selbstwahrnehmung und der Erfahrung, wenn die eigene Bewertung zugunsten des anderen Menschen aufgegeben wird. Tendenziell wird jeder Mensch versuchen, das Selbst zu sein, das andere von ihm erwarten – anstelle des Selbst, das er eigentlich ist. Rogers postulierte, dass sich aus einer befriedigenden Balance zwischen dem „Bedürfnis nach sozialer Anerkennung“ und dem „Wunsch nach Selbstachtung“ das Selbstwertgefühl eines Menschen entwickelt. Das Bestätigtwerden gilt als eine der wesentlichen Triebfedern der menschlichen Entwicklung, Nichtbeachtung wirke psychisch und physisch tödlich.

Nach Rogers gibt es keine objektive Realität, sondern immer nur eine subjektive, d.h. eine persönlich selektive Wahrnehmung der Wirklichkeit, die durch das jeweilige Selbstkonzept strukturiert ist. Daraus ergeben sich wichtige Konsequenzen für die Beratung, nämlich an die jeweilige subjektive Sicht von Realität anzuknüpfen. Ziel von Beratung in diesem Konzept ist die „bessere Anpassung“ des Individuums an die Erfordernisse seiner Lebenssituation: das heißt einerseits, Selbstverwirklichungswünsche und Anforderungen der Umwelt an die Person in Übereinstimmung zu bringen – andererseits das reale und das ideale Bild von sich selbst einander stärker anzunähern. (Vgl. Galuske 2001, S. 177)

Sozialpädagogische Haltung

Voraussetzung für einen Beziehungsprozess, in dem die Aktualisierungstendenz angeregt wird, ist ein Klima, „das den Menschen gestattet, zu sein – ob es sich nun um Klienten, Schüler, Arbeiter oder Gruppenmitglieder handelt“. Es müssen also Rahmenbedingungen geschaffen werden, die Bedrohungen, Strafen, Manipulationen vermeiden helfen. Rogers ist davon überzeugt, dass wirksame Beratung in einer eindeutig strukturierten, gewährenden Beziehung besteht. Diese Qualität der Beziehung hilft dem Ratsuchenden, sich selbst besser zu verstehen und aufgrund dieses neuen Selbst-Verständnisses positive neue Schritte zu unternehmen. (Stimmer 2006, S.172 – 175; Galuske 2001, S. 177 ff) Den Beitrag, den Sozialpädagoginnen/ Sozialpädagogen auf der Beziehungsebene zu diesem förderlichen Klima leisten können, hat Rogers mit den Begriffen der Empathie, der unbedingten Wertschätzung und der Kongruenz zusammen gefasst, die eine grundsätzliche Haltung gegenüber Klienten kennzeichnen:

➤ Einführendes Verstehen und Empathie

Diese Haltung und Fähigkeit wird als Schlüssel zum Verstehen anderer Menschen betrachtet. Es ist ein Perspektivewechsel, d.h. ein Sich-hinein-Versetzen in die Wahrnehmungswelt des anderen Menschen, „als ob“ es die eigene wäre. Dafür müssen Sozialpädagoginnen/ Sozialpädagogen einerseits die Differenz zwischen der eigenen und der anderen Lebenswelt überwinden, andererseits muss dem Einschwingen in die fremde Lebenswelt ein distanzierendes Ausschwingen folgen. Nur so kann die Aufgabe der/ des Professionellen erfüllt werden, dem Klienten aus dieser Position heraus fragend mitzuteilen, was wahrgenommen wurde. Verstanden werden heißt beachtet werden und der Beachtung wert zu sein. Empathisches Verstehen hat somit einen stabilisierenden Wert für Klienten, der oft schon ausreicht, um die Selbstaktualisierung positiv zu mobilisieren und handlungsanregend zu wirken. Es eröffnet außerdem die Basis für eine vertrauensvolle Beziehung zwischen Klient und Sozialarbeiterin/ Sozialarbeiter, die Grundlage ist für effektives sozialpädagogisches Handeln.

➤ Unbedingte Wertschätzung und grundlegende Anerkennung

Mit diesem Begriff ist die Haltung des Akzeptierens und des Respekts gegenüber dem Klienten gemeint. Klienten werden in ihrem Mensch-Sein ohne Vorbedingungen respektiert. Das Akzeptieren des Menschen wird von der Verurteilung bzw. Bewertung seiner Taten oder Handlungen differenziert. Die Sozialarbeitenden begegnen dem

Klienten mit grundlegender Anerkennung und Wohlwollen – auch wenn sie nicht mit dem Tun und Denken des Ratsuchenden einverstanden sind. Sie zeigen verbal *und* non-verbal Interesse, Aufmerksamkeit und Zugewandtheit. Die Akzeptanz schützt die Klienten, sie vermittelt ihnen Sicherheit und eine verlässliche Atmosphäre, die für Veränderungsprozesse notwendig ist, indem vor allem das Selbstwertgefühl gestärkt wird, das bei den meisten Klienten der Sozialen Arbeit beschädigt ist. Durch das Erleben der wertschätzenden Annahme sind erste kleine Schritte in Richtung Auseinandersetzung mit den belastenden Erfahrungen möglich. Bei allem Bemühen wird es in manchen Situationen jedoch Grenzen der Wertschätzung geben, etwa wenn Probleme von Klienten eigenen persönlich-biografischen Themen stark ähneln wie z.B. hinsichtlich der Arbeit mit alkoholabhängigen Klienten und der Erfahrung mit Alkoholabhängigkeit in der eigenen Familie der Sozialarbeiterin/ des Sozialarbeiters.

➤ **Kongruenz oder Echtheit**

Mit diesem Begriff ist die Echtheit von Sozialpädagoginnen/ Sozialpädagogen gemeint in dem Sinn, dass sie gegenüber Klienten keine „Rolle“ spielen, keine Fassade aufbauen und sich hinter ihr verstecken, sondern das, was die Klienten bei ihnen bewirken (Gegenübertragung) oder was die Situation bei ihnen auslöst, erst einmal unverzerrt wahrnehmen und dann in angemessener Weise mitteilen. Diese Grundhaltung erfordert wirkliches Interesse am anderen und genügend Sicherheit, die oft beschützende professionelle Rolle aufzugeben. Sie wirkt auf den Klienten als Modell für eigene Offenheit und Echtheit und fördert über das Vertrauen in die Beziehung eigenes Selbstvertrauen.

An Sozialpädagoginnen/ Sozialpädagogen werden damit erhebliche Ansprüche an ihre Fähigkeiten zur Selbstreflexion gestellt, um z.B. eigenen, in der Regel unbewussten Projektionen oder Verleugnungen auf die Spur zu kommen. Allerdings sollte die Authentizität selektiv sein hinsichtlich dessen, ob die Mitteilung an den Klienten zu diesem Zeitpunkt und in dieser Situation wirklich hilfreich ist für ihn.

In der Annahme, dass menschliche Entwicklung durch Spiegelung geschieht, d.h. durch den Perspektivewechsel des Interaktionspartners, wodurch sich jemand selbst mit den Augen des anderen sieht, werden die Selbstexploration des Klienten und seine Fähigkeiten gefördert, auf der Beziehungsebene empathischer, wertschätzender und kongruenter zu werden.

(Stimmer 2006, S.172 – 175; Galuske 2001, S. 177 ff)

Prinzipien der Personzentrierten Beratung

➤ **Beziehung statt "Techniken" der Beratung**

Die Beratung wird strukturiert durch die Beziehung Sozialpädagogin/ Sozialpädagoge – Klient, die "emotional bedeutungsvoll" sein und "gewährenden" Charakter haben soll, d.h. von Wohlwollen und Zugewandtheit geprägt ist.

➤ **Personorientierung statt Problemorientierung**

Im Mittelpunkt der Beratung steht die ratsuchende Person und nicht das Problem! Das heißt fokussiert wird, wie der Ratsuchende mit dem Problem um geht und welche Problemlösungen ihm in den Blick kommen, welche nicht? Und welche Ressourcen hat der Ratsuchende, die er für die Lösung seiner Probleme einsetzen kann?

➤ **Nicht-direktiv statt direktiv**

Die Sozialpädagogin/ der Sozialpädagoge erteilt grundsätzlich keine Ratschläge. Sie/ er hilft dem Klienten jedoch, eigene Lebensziele zu finden, sein Problem zu definieren, mögliche Problemlösungen zu entdecken, sie hinsichtlich ihrer Passung für sich selbst zu überprüfen und sie zu realisieren – auch wenn sie sich von denen der Sozialpädagogin/ des Sozialpädagogen unterscheiden.

➤ **Aktive Zugewandtheit statt Abstinenz**

Die Sozialpädagogin/ der Sozialpädagoge nimmt durchaus persönlich Anteil und drückt positive Gefühle und eine Anteilnahme gegenüber dem Ratsuchenden aus. Eine starre Abstinenz der Beraterin/ des Beraters wie in der klassischen Psychoanalyse hält Rogers eher nicht für angemessen.

Verfahren und Techniken der Personzentrierten Beratung

Einige wesentliche Verfahren bzw. Techniken in der Personzentrierten Beratung, welche gleichzeitig kennzeichnend sind für ihre Gesprächsführung, sind allgemein gebräuchlich geworden und inzwischen in vielen Konzepten verankert. Diese Techniken sind geeignete „Werkzeuge“ zur praktischen Umsetzung der personzentrierten Grundhaltung, mit welcher ein Klima geschaffen wird, das die Selbstexploration des Klienten anregt, ihn Kongruenzen erkennen lässt und die Selbstaktualisierungstendenz von Blockaden befreit. „Technisch“ geschieht die Förderung der Selbstexploration des Klienten durch folgende Verfahren der Gesprächsführung:

➤ **Aktives Zuhören**

Dieser Begriff „aktives Zuhören“ geht weit über das bloße Zuhören hinaus und meint ein Wahrnehmen mit allen Sinnen. Beraterinnen/ Berater sind „ganz Ohr“. Sie begleiten ihr Gegenüber hörend und sehend, verstehend und mitfühlend. Das erfordert ein Höchstmaß an Konzentration und innerer Ruhe. Bevor Sozialarbeiterinnen/ Sozialarbeiter ein Gespräch führen, versuchen sie, sich die inneren und äußeren Einflüsse bewusst zu machen, unter denen sie stehen (Selbstzentrierung). Das Zuhören äußert sich verbal und nonverbal. Sie achten auch auf Wortwahl, Tonfall, Stimmlage, Sprechtempo, Sprechpausen und Bruchstellen im Gesprächsverlauf. Sie beobachten z.B. Gestik, Körperhaltung und Mimik des Gegenübers. Sie hören mit einer „gleichmäßig schwebenden Aufmerksamkeit“. Zufällig entstehende Pausen werden nicht voreilig gefüllt.

➤ **Spiegeln und Verbalisieren emotionaler Erlebnisinhalte**

Gespiegelt wird die innere Welt des Klienten, d.h. vor allem gefühlsnahe und gefühlsbetonte Äußerungen des Klienten, Wünsche und Ziele, Einstellungen und Bewertungen sowie die Wirkung der Person des Klienten auf andere Menschen. Das Spiegeln bietet dem Klienten die Möglichkeit, sich und seine Themen wie in einem Spiegel zu sehen und mit diesen Gegebenheiten produktiv zu arbeiten. Es geht vor allem um ein konstruktives, weiterführendes Spiegeln und verfügbar zu machen, was der Klient vielleicht noch nicht in Worte fassen kann oder was er ausblendet.

➤ **Paraphrasieren**

Hier ist nicht ein „papageienhaftes“ Wiederholen gemeint, sondern es geht darum, dass die Beraterin/ der Berater gelegentlich die Äußerungen des Ratsuchenden sinngemäß mit eigenen Worten wiedergibt – quasi sich rückversichernd: „Habe ich Sie richtig verstanden, meinen Sie das so?“ Gleichzeitig wird dem Ratsuchenden damit Klärungshilfe für das Verstehen seiner selbst gegeben. (Vgl. Gendlin: „Woher soll ich wissen, wer ich bin, bevor ich nicht gehört habe, was ich sage!“)

➤ **Strukturieren**

Strukturierend wirken z.B. folgende Verfahren bzw. Techniken: das Rekapitulieren (Zusammenfassen wesentlicher Aspekte), das Betonen des „Hier und Jetzt“ (Was bedeuten Äußerungen zur Vergangenheit für die heutige Situation?) und das Gegenüberstellen (einerseits – andererseits ...).

➤ Stimulieren durch Differenzieren

Differenzierende Wirkung wird z.B. mittels folgender Verfahren bzw. Techniken erzielt: einen Perspektivewechsel anregen (Betrachtung von mehreren Standpunkten aus), Konkretisieren (abstrakte Aussagen konkreter formulieren) und Akzentuieren (einen Aspekt besonders hervorheben, beim Spiegeln von Aussagen übertreiben).

➤ Nachfragen und offenes Auffordern

Hier sind offene Botschaften, wertfreie Rückmeldungen vom kurzen "Aha" bis zu non-verbalen Signalen wie dem ermutigenden Kopfnicken – sogenannte "Türöffner" – förderlich und angemessen. Die Grundhaltung der Beraterin/ des Beraters ist die von Interesse gekennzeichnete Aufforderung: "Erzähl mal!"

Wenn es der Beraterin/ dem Berater gelingt, die o.g. Verfahren und Techniken zu realisieren, werden gleichzeitig folgende Gefahren und „Laster“ in der Wahrscheinlichkeit ihres Auftretens grundsätzlich vermindert:

Dirigieren, Ratschläge erteilen, Mahnungen und Tadeln, Streitgespräche, Dogmatisieren, einseitiges Interpretieren, Verallgemeinern, Bagatellisieren, Moralisieren, Monologisieren, Rationalisieren, ironisierendes Bloßstellen usw. (Vgl. Stimmer 2006, S. 177)

Weinberger (1992) nennt im Rahmen der Klientenzentrierten Gesprächsführung folgende Techniken zur „Ausdifferenzierung einzelner Gesprächsmerkmale“, die in der Sozialen Arbeit sinnvoll integriert werden können:

- ein deutliches, verständliches und konkretes Aufgreifen der Klientenäußerungen
- unterschiedliche sprachliche Repäsentationssysteme beachten (vgl. NLP)
- sprachliche Bilder/ Metaphern verwenden
- breite sprachliche Ausdrucksformen verwenden, z.B. Synonyme und Antonyme
- in der Ich-Form verbalisieren, Äußerungen „doppeln“ (Weinberger 1992, S. 140)
- spezifische Gesprächsfiguren wie Rekapitulieren, den roten Faden aufgreifen, das „Hier und Jetzt betonen“, das momentane Empfinden aussprechen, Gegenüberstellungen wie einerseits ... andererseits, Perspektivenwechsel, Konkretisieren, Abstrahieren (ebenda S. 150 ff)
- Stellung beziehen, z.B. durch Bekräftigen, Stimulieren und Hinterfragen von Verhaltensweisen, Fragen stellen und Konfrontieren (ebenda, S. 157 ff)

Literatur:

Bachmair, S. u.a.: Beraten will gelernt sein. Ein praktisches Lehrbuch für Anfänger und Fortgeschrittene. München 1989⁴

Biestek, F.: Wesen und Grundsätze der helfenden Beziehung in der sozialen Einzelhilfe. Freiburg 1968

Culley, S.: Beratung als Prozess. Lehrbuch kommunikativer Fertigkeiten. Weinheim, Basel 1996

Galuske, M.: Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim, München 2001³

Geissler, K./ Hege, M.: Konzepte sozialpädagogischen Handelns. Ein Leitfaden für soziale Berufe. Weinheim, Basel 1995⁷

Kriz, J.: Grundkonzepte der Psychotherapie. Eine Einführung. Weinheim 1994⁴

Kriz, J.: Personenzentrierte Systemtheorie – Grundfragen und Kernaspekte. In: Schlippe, A. v./ Kriz, J./ Willy, Chr. (Hrsg.): Personenzentrierung und Systemtheorie. Göttingen 2005

Rogers, C.: Die nicht-direktive Beratung. München 1972

Rogers, C.: Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie. München 1983

Rogers, C.: Die Kraft des Guten. Frankfurt 1985

Rogers, C.: Therapeut und Klient. München 1988

Sickendiek, U./ Engel, F./ Nestmann, F.: Beratung. Eine Einführung in sozialpädagogische und psychosoziale Beratungsansätze. Weinheim, München 2002²

Spiegel, H. von: Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Grundlagen und Arbeitshilfen für die Praxis. München 2004

Stimmer, F.: Grundlagen des Methodischen Handelns in der Sozialen Arbeit. Stuttgart 2006²

Weber, W.: Wege zum helfenden Gespräch. Gesprächspsychotherapie in der Praxis. München 1996¹¹

Weinberger, S.: Klientenzentrierte Gesprächsführung. Eine Lern- und Praxisanleitung für helfende Berufe. Weinheim, Basel 1992⁵

2.4) Krisenberatung

Einführung

Krisen und Notfallsituationen sind Störungen des inneren Gleichgewichts eines Menschen. Sie sind Reaktionen auf ein als bedrohlich empfundenes Ereignis, z.B. einen Verlust, eine hohe Anforderung, eine nicht gewollte Veränderung der Lebensbezüge, auf beängstigende Gedanken und Vorstellungen, denen der Mensch nicht ausweichen kann, die er aber auch nicht mit den ihm zur Verfügung stehenden Bewältigungsstrategien zu lösen in der Lage ist. Die Bewältigung dieser Störung und die Wiedergewinnung des inneren Gleichgewichts sind das Ziel der Krisenbewältigung.

Jede Krise beinhaltet die Chance einer Weiterentwicklung, birgt aber auch die Gefahr einer tiefgreifenden Desintegration und Desorganisation. Eine Krise stellt einen Wendepunkt dar, an dem sich entscheidet, ob sich ein Zustand verbessert oder verschlechtert. Bei der Krisenintervention kann es sich um eine Art „Katastrophendienst“ handeln, aber auch um präventiv wirkende Umlernhilfen für zukünftige Konflikte. (Bosshard u.a. 1999, S. 327)

In Krisen sind zentrale Bereiche des Erlebens und Handelns tangiert. Eine Krise betrifft die „ganze“ Person in ihrem Selbst. Das Erleben und die Auseinandersetzung mit Belastungen spitzen sich bedrohlich für diesen Menschen zu. Es kommt zu starken Stimmungsschwankungen und Ambivalenzen, die diskontinuierlich sein und plötzlich auftreten können. Krisen stellen gleichzeitig einen zeitlich begrenzten Prozess der Destabilisierung und Entscheidungssuche dar, in dem Menschen Bewusstheit über das Ereignis haben.

Die fachliche Kontroverse über die Zuständigkeit von Psychiatrie oder Sozialarbeit, die sich in der Literatur zur Krisenintervention widerspiegelt, ist auf unterschiedliche Theorien und Verständnisse von psychischer Krankheit, Behinderung und Krise zurück zu führen. (Bosshard u.a. 1999, S. 327) „Es ist wichtig, dass sich die sozialpsychiatrischen Fachkräfte mit Kriterien von Krise und Nichtkrise näher vertraut machen, da sich eine Reihe psychophysischer Reaktionen sowohl in Krisensituationen wie auch unter krankheitsauslösenden Bedingungen zeigen.

Als *Krisenkriterien* gelten:

- die Wahrnehmung eines kritischen Ereignisses, das signifikante kognitive und affektive Störungen bewirkt;
- eine scheinbar unlösbare Problemsituation;
- ein signifikantes krisenspezifisches Verhalten und Erleben wie z.B. Müdigkeit und Erschöpfung, Hilflosigkeit, Angstgefühle, Desorganisation von Arbeits- und Familienbeziehungen;
- ein Gefühl von Bedrohung; das Individuum sieht keine Möglichkeit, die Situation zu bewältigen und kann selbst keine adäquaten Bewältigungsstrategien mobilisieren;
- das Fehlen oder die Nichterreichbarkeit fremder situationsangemessener Hilfen.“ (ebenda, S. 328)

Auslöser und Formen von Krisen

Als Krisen fördernd und Krisen verstärkend können eine Reihe sozialräumlicher und materieller Rahmenbedingungen bzw. Ressourcen immer dann wirken, wenn diese der individuellen Bedürfnis- und Bedarfslage der Betroffenen, ihrer Angehörigen, Nachbarn und Kollegen sowie auch ihrer professionellen Helfer nicht mehr gerecht werden. Zu diesen Krisen beeinflussenden Faktoren bzw. Stressoren zählen Bedingungen wie zu enger Lebensraum, fehlende Rückzugs- und Betätigungsmöglichkeiten, eine schlechte materielle Lage, die mangelnde Kontrolle über die eigene Lebensgestaltung. Die fortgesetzte Wirkung dieser Einflussfaktoren lässt die innere Spannung ansteigen: Entweder werden das Problem

neu definiert und entsprechende Problemlösungsreserven mobilisiert, oder es kommt zu einem Trial-and-Error-Verhalten und zu Kurzschlusshandlungen mit Selbst- und Fremdschädigungen sowie zu einem resignativen Rückzug. Bei anhaltender Problemspannung und gescheiterten Lösungs- und Rückzugsversuchen können schließlich ein Zusammenbruch, ein Suizidversuch oder längerfristige psychische Störungen die Folge sein. (Bosshard u.a. 1999, S. 328; vgl. das Modell von Aquilera/ Messick 1977, in: Balzer/ Rolli 1981, S. 192 ff)

Trotz einiger begrifflicher Unschärfen können *Krisen* folgendermaßen *typisiert* werden:

- *Bedrohungskrisen* sind mit sehr viel Angst verbunden, weil in ihnen existentiell wichtig erlebte Bedürfnisse nicht erfüllt werden und die Integrität des Individuums in Gefahr steht.
- *Verlustkrisen* sind von Trauer und Depression begleitet, weil in ihr die Ablösung von einem Menschen, einer Sache oder einem Gefühl gefordert wird.
- *Herausforderungskrisen* können Angst vor Misserfolg und Versagen oder die Tendenz zur Flucht auslösen, weil sie eine höhere Ebene der Problembewältigung verlangen.
- *Situations- und Entwicklungskrisen* können als Partner- und Familienkrisen, als Glaubens- und Lebenssinnskrisen in Erscheinung treten, weil sie bei Positions- oder Statusübergängen in der Persönlichkeitsentwicklung auftreten oder sich auch bei länger andauernden Konflikten entwickeln, z.B. bei langen und schweren Erkrankungen oder Behinderungen.
- *Psychopathologische Krisen* als psychische Dekompensierungen sind Folge akuter psychotischer Episoden, eines Alkohol- und Drogenmissbrauchs oder einer tief greifenden Persönlichkeitsstörung. Zur Abwendung von Selbst- und Fremdgefährdung ist oftmals eine unmittelbare medizinisch-pharmakologische Intervention oder (ggf. sogar zwangsweise) Einweisung in entsprechende Einrichtungen erforderlich. (Bosshard 1999, S. 328 f)

Eine *Analyse der Krisenentstehung* kann nur mittels einer Zusammenschau persönlichkeits- und gesellschaftstheoretischer Aspekte erfolgen. Es gilt, die biografischen Besonderheiten wie z.B. die Ähnlichkeit der gegenwärtigen Situation mit Problemen der Vergangenheit in eine Beziehung zu setzen und die damaligen Bewältigungsformen und Lösungsergebnisse zu reflektieren. Ebenso geht es darum, die individuelle Wahrnehmung und Bewertung der Krise in Abhängigkeit vom derzeitigen sozialen Milieu zu betrachten, die strukturellen und funktionalen Familienverhältnisse zu klären sowie die relevanten soziokulturellen Einflüsse zu berücksichtigen. „Zu fragen ist im Einzelnen nach:

- *der Bezugsgruppe*; es muss festgestellt werden, ob sie das Individuum während des Krisenverlaufs unterstützen kann oder ob sie es bei der Situationsverarbeitung und Problemlösung eher behindert
- *den familiären Einflüssen*, die den Verlauf einer Krise erheblich beeinflussen können
- *Schlüsselpersonen*, die als informelle Kontaktpersonen eine wichtige Ressourcenquelle bei der Krisenbewältigung sein können
- *anderen Fachkräften*, die als formelle Bezugspersonen in der derzeitigen Krisenbewältigungssituation Steuerungsfunktionen übernehmen könnten“ (ebenda, S. 329)

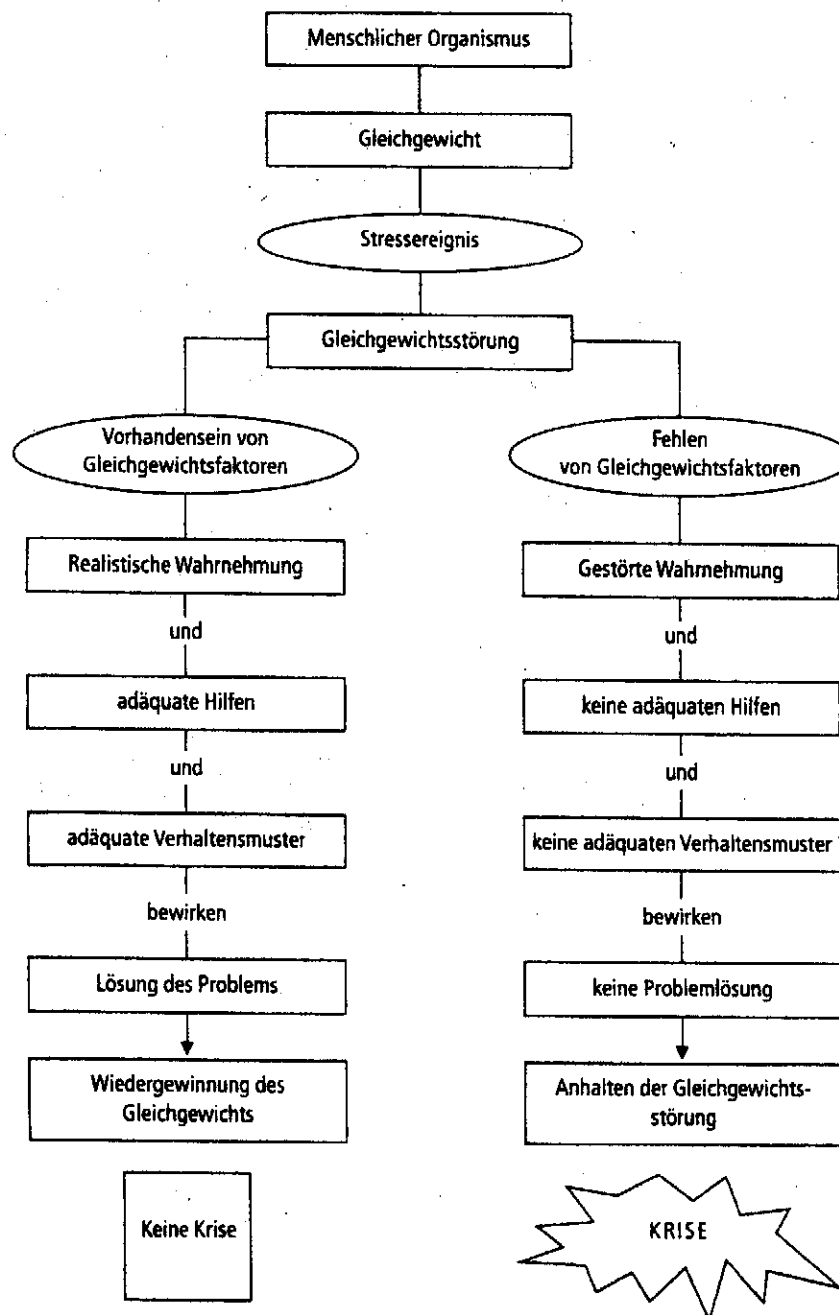
Krisenbewältigung und Krisenintervention

Das Modell von Aquilera und Messick (1977) stellt die entscheidenden Faktoren für die Verarbeitung von Problemsituationen dar und lässt gleichzeitig die Ansatzpunkte einer erfolgreichen Krisenbewältigung erkennen:

„Die Planung der Intervention setzt das Erkennen der Krisensymptome und eine genaue Situationsanalyse voraus. Die Sozialarbeiterin sollte beurteilen können, ob der Hilfesuchende einer besonderen Risikogruppe zugehört und in welcher Phase der Krise er sich befindet. Sie muss klären, ob es Anzeichen für eine körperliche Schädigung mit

entsprechenden Begleitsymptomen gibt, die einer vorrangigen ärztlichen Behandlung bedürfen. Wenn als Anlass oder im Hintergrund der Krise eine psychosoziale Dimension zutage tritt, ist behutsam eine Sensibilisierung für die materiellen und psychosozialen Faktoren auf das Krisengeschehen einzuleiten und darüber mit dem Betroffenen eine Verständigung herbei zu führen. Erst nach einer Strukturierung und Klärung der gegenwärtigen Situation und der emotionalen Befindlichkeit kann eine Exploration realitätsgerechter Bewältigungsformen und Handlungsalternativen erfolgen. Es ist gemeinsam Ausschau zu halten nach neuen personellen und situativen Ressourcen. Auch weitere und andere Hilfen des psychosozialen Versorgungssystems können in Betracht gezogen werden." (Bosshard u.a. 1999, S. 330 f)

Faktoren der Krisenbewältigung



Das *Erstgespräch* ist für jeden Hilfeprozess von entscheidender Bedeutung. Für die Krisenintervention gilt dies in besonderer Weise, weil der Klient eine akute Hilfebedürftigkeit zeigt. Die Krise der psychisch kranken oder abhängigen Person bedeutet fast immer auch eine Krise im Klient-Helfer-Verhältnis. Sie spiegelt sich in Kommunikationsproblemen, in der mangelnden Verständigung über wichtige individuelle Bedürfnisse und Interessen wider. In der Interventionssituation verschiebt sich der Focus unter Umständen erheblich, wenn nicht mehr das auffällige Erleben und Verhalten der psychisch kranken oder abhängigen Person im Mittelpunkt steht, sondern das Erleben und Verhalten des Helfers. (Bosshard u.a. 1999, S. 331)

Die „Krisenbewältigung scheint auch in hohem Maße davon abhängig zu sein, ob der Helfer selbst imstande ist, eine schwierige und ungewohnte Situation zu verstehen, und ob er willens und bereits ist, gegebenenfalls auch unter fachlicher Anleitung (Supervision, Fallsupervision, Coaching) neue Formen des Umgangs mit auffälligem Verhalten einzuüben.“ (Ebenda, S. 331) In jedem Fall stellt es eine hilfreiche Sichtweise dar, auffälliges Verhalten nicht nur als Störung, als Provokation oder als Ausnahmezustand zu bewerten, sondern als ein Signal für Bedürfnisse und Befindlichkeiten auf beiden Seiten.

„Förderlich ist eine Haltung des Helfers, die das Selbstwertgefühl des Betroffenen zu stärken versucht, die emotional stützend wirkt, die positiven Aspekte der Krise heraus arbeitet, zur vollständigen Wahrnehmung der Krisensituation beiträgt, die Entspannung und Ablenkung fördert, die ungezielte Aktivität vorsichtig steuert und passive Menschen aktiviert, die alternative Problemlösungsansätze aufzeigt und zur Selbsthilfe sowie zur Hilfesuche bei anderen mitwirkungsfähigen und mitwirkungsbereiten Bezugspersonen im privaten wie im professionellen Bereich ermutigt.“ (Ebenda, S. 332)

Golan (1983, in: Balzer/ Rolli 1981, S. 244 f)) hat folgende *Leitlinien für ein Erstgespräch* im Rahmen einer Krisensituation aufgestellt:

1. Unmittelbare Orientierung an der Krisensituation
 - a) Ermitteln von Art, Grad und Ausmaß der Reaktionen auf Seiten der betroffenen Personen.
 - b) Beobachten und Diskutieren der gegenwärtigen Situation des Klienten; seine körperliche Verfassung und Symptome, seine dysfunktionalen Gedanken, Gefühle, Verhaltensweisen und sozialen Rollen sind abzuklären.
 - c) Identifizieren des Anlasses und Aufdecken der darauf folgenden Ereigniskette.
 - d) Ermitteln der Beschaffenheit und Dauer des „vulnerable state“, der subjektiven Reaktion des Individuums auf das ursprüngliche Ereignis sowie bereits unternommene Versuche der Problembewältigung.
2. Anregen der kognitiven Reflexionen über die Krise
 - a) Diskutieren der gegenwärtigen Situation; Raum geben für Verlustgefühle, Schuldgefühle, Furcht und Ängste; Einleiten der Trauerarbeit usw.
 - b) Klären der subjektiven Bedeutung der Situation; Herauskrystallisieren des spezifischen Problems des Klienten; Aufzeigen der Beziehung zu früheren Konflikten.
3. Strukturierung der Situation und Fokussieren einzelner Ausschnitte
 - a) Formulieren des Problems und der Bedürfnisse des Klienten durch ihn selbst.
 - b) Einschätzen der gegenwärtigen Situation durch den Helfer.
 - c) Gemeinsames Bestimmen des Problems, das bearbeitet werden soll; Definieren der Nahziele; Abstecken des Umfangs der Intervention; Entscheiden des Beginns der Unterstützung bzw. Intervention.

4. Beginn der sozialpädagogisch-psychiatrischen Unterstützung bzw. Intervention
 - a) Überprüfen vorhandener und akzeptabler Alternativen; Erstellen eines spezifischen, zeitlich begrenzten Beratungs- oder Therapieplans.
 - b) Erkunden und Entscheiden des Einbeziehens wichtiger Kontaktpersonen.
 - c) Überprüfen weiterer Ressourcen innerhalb des Sozialraums; zusammenfassende Einschätzung der Kriterien der Unterstützung bzw. Intervention.
- (Vgl. Golan 1983, in: Balzer/ Rolli 1981, S. 244 f)

Das Erstgespräch und die beginnende Krisenintervention sind von einer relativ starken Zielorientierung in der insgesamt straffen Gesprächsführung gekennzeichnet. Vordringlich sind Hilfen für das affektive System: Spannung herabsetzen, Schuldgefühle und Ängste vermindern, bei der kognitiven Bewältigung helfen und damit das Abwehrsystem stärken. Die Fachkraft handelt mit Sachautorität; sie erteilt ggf. gezielte Ratschläge und setzt Strukturen. Der Klient wird im Gefühl der inneren und äußeren Autonomie gestärkt.

Krisenprävention

Ausgangspunkt einer Krisenprävention ist die Annahme, dass sich eine Persönlichkeit immer in einem sozialen Feld entwickelt, in dem krankheitsauslösende und krankheitsbeeinflussende Faktoren wirksam sind, z.B. sozialräumliche Bedingungen, eine fehlende Infrastruktur, eine Stigmatisierung auf Grund eines als sozialer Brennpunkt geltenden Sozialraums. Diese Bedingungen gelten es bei einer Krisenintervention zu identifizieren und bei präventiven Maßnahmen zu berücksichtigen. Außerdem ist davon auszugehen, dass jeder Mensch im Laufe seines Lebens unterschiedlichen Entwicklungskrisen und situationsbezogenen Krisen ausgesetzt ist. Die damit verbundenen Prozesse können häufig nicht mit den verfügbaren Bewältigungsstrategien des Individuums verarbeitet werden.

Da Krisen nicht generell vermieden werden können, bezieht sich das Ziel präventiver Maßnahmen einerseits darauf, faktische Krisenbedingungen zu beseitigen, andererseits die subjektive Verletzbarkeit eines Menschen zu vermindern und Hilfen für eine qualitativ verbesserte Krisenbewältigung zu schaffen. Der Klient ist dabei immer in seinem jeweiligen Umfeld mit seinen spezifischen Stützsystemen und Ressourcen zu sehen. (Bosshard u.a. 1999, S. 333)

Geeignete Präventionsmöglichkeiten sind besonders dann gegeben, wenn in einem Sozialraum ein sozialpsychiatrischer *Krisendienst* vorhanden ist, der ortsnahe und niedrigschwellig arbeitet, so dass es den Betroffenen, ihren Angehörigen und ihrem erweiterten Umfeld leicht fällt, frühzeitig Hilfe zu suchen. Unter diesen Bedingungen kann rasch ein Kontakt zwischen Fachkräften und Klienten hergestellt werden. Krisendienste sind tags und nachts sowie am Wochenende erreichbar. Es gibt keine Wartelisten. Der Klient hat jederzeit die Möglichkeit, erneut Hilfe zu beanspruchen. Die Beratung ist beendet, wenn die zuvor gesteckten Ziele erreicht sind oder wenn der Klient selbst beginnt, Lösungen zu finden. (Vgl. Ausführungen zur Primär-, Sekundär- und Tertiärprävention, in: Bosshard u.a. 1999, S. 333 ff)

Literatur:

Aguilera, D.C./ Messick, J.M.: Grundlagen der Krisenintervention. Freiburg 1977

Balzer, B./ Rolli, S.: Sozialpädagogik und Krisenintervention. Argumente für ein psychosoziales Versorgungssystem. Neuwied 1981

Bosshard, M./ Ebert, U./ Lazarus, H.: Sozialarbeit und Sozialpädagogik in der Psychiatrie. Lehrbuch. Bonn 1999

Caplan, G.: Principles of preventive psychiatry. New York 1964

Dörner, K./ Plog, U.: Irren ist menschlich. Bonn 1996

Germain, C.B./ Gitterman, A./ Vogel, B.: Praktische Sozialarbeit: das „Life-Modell“ der sozialen Arbeit. Gekürzte Fassung. Stuttgart 1988²

Golan, N.: Krisenintervention. Strategien psychosozialer Hilfen. Freiburg 1983

Reid, W./ Epstein, L.: Gezielte Kurzzeitbehandlung in der Sozialen Einzelhilfe. Freiburg 1979

2.5 Systemische Beratung und Familienberatung

Einführung in das systemische Arbeiten

Systemische Ansätze haben sich seit den 50er Jahren aus verschiedenen psychologisch-psychotherapeutischen Forschungs- und Praxisfeldern entwickelt. Sie entwickeln sich aktuell weiter und sind teilweise schwer zu überschauen und einzugrenzen.

Folgende Theorien und Modelle gelten als **Quellen des systemischen Denkens und Handelns**:

- die Systemtheorie (Bertalanffy 1979)
 - die Soziologischen Systemtheorie (Parsons 1968, Luhmann 1990)
 - die Autopoiese (z.B. der Erkenntnis- und Bewusstseinstheorie von Maturana/ Varela 1992³)
 - die Kybernetik bzw. Homöostasetheorie (Bateson 1988)
 - der Konstruktivismus bzw. die Kommunikationspsychologie (Watzlawick u.a. 1974, 1990)
 - sozial-ökologische Ansätze der Sozialen Arbeit (Germain/ Gitterman/ Vogel 1988, Bronfenbrenner 1981)
 - familientherapeutische Ansätze (z.B. Minuchin 1977/1981, Satir 1975, Stierlin 1982, Richter 1963/1972, Selvini-Palazzoli 1985, Willi 1975)
 - sozialarbeiterische Ansätze (z.B. Germain/ Gitterman/ Vogel 1988, Goldbrunner 1996, Hollstein-Brinkmann 1993, Lüssi 1997, Oswald 1988, Ritscher 2002, Staub-Bernasconi 1989)
- (Galuske 2001, S. 219 – 227; Kriz 1994, S. 225 – 299; Sickendiek u.a. 2002, S. 183 ff)

Theorien und Modelle sind von Vorläufigkeit statt Abgeschlossenheit gekennzeichnet; wichtig ist die Nutzbarkeit von Theorien für die Praxis. Theorie und Praxis stehen in einem reflexiven sowie in einem Spannungsverhältnis zueinander: „Theorie reflektiert und leitet Praxis.“ und „Die Theorie bestimmt, was wir beobachten.“ (Einstein)

Was ist ein System?

Mit dem Begriff „System“ ist ein Denkmodell benannt, das hilft, Beobachtungen zu strukturieren, Muster zu beschreiben und theoretische Sätze wie z.B. Hypothesen zu formulieren.

Mit dem Begriff System sind vor allem zwei Aspekte gemeint:

- der Aspekt des strukturierten Ganzen, des Übergreifenden, dessen Teile nach bestimmten Regeln miteinander verbunden sind, und
- der Aspekt der Verknüpfung einzelner Elemente einer Einheit.

Es lassen sich verschiedene Systeme bzw. Typen von Systemen unterscheiden:

- technische Systeme, z.B. mechanische Konstruktionen wie eine Heizung mit Thermostaten
- biologische Systeme, z.B. der Mensch mit seinen Stoffwechselprozessen oder komplexe biologische Zusammenhänge wie ein Biotop oder der Wald
- soziale Systeme, z.B. die Familie, ein Betrieb oder die Gesellschaft und
- psychische Systeme, z.B. der Mensch mit seinen Lernprozessen.

„Biologische, psychische und soziale Systeme haben ihre jeweils spezifische Operationsweise:

- biologische Systeme operieren durch chemisch-physikalische Prozesse
- psychische Systeme operieren durch Bewusstsein (Wahrnehmen, Denken, Fühlen, Wollen, Aufmerksamkeit),
- soziale Systeme operieren durch Kommunikation.“ (Hosemann/ Gelling 2005, S. 58)

Für die Soziale Arbeit sind soziale Systeme, die Interaktionen, Organisationen und Gesellschaften unterscheiden, von zentraler Bedeutung. Soziale Arbeit ist gleichzeitig in mehreren und verschiedenartig operierenden – biologischen, psychischen und sozialen – Systemen tätig. Die damit verbundene multiperspektivische Ausrichtung ist ein professionstypisches Merkmal der Sozialen Arbeit. „Die Differenzierung in Systemtypen ermöglicht, systematisch und arbeitsfeldbezogen zu analysieren, welche konkreten systemübergreifenden Leistungen die Soziale Arbeit erbringt.“ (Hosemann/ Geiling 2005, S. 62)

Paradigmenwechsel

Den Systemtheoretikerinnen/ -theoretikern kommt das Verdienst zu, wesentlich zur Abkehr von früheren medizinisch-psychiatrischen Krankheitsmodellen beigetragen zu haben, welche „psychische Krankheiten“ im „gestörten Individuum“ verorten. Der systemischen Sicht zufolge ist nicht das Individuum (z.B. der schizophrene Jugendliche oder das magersüchtige Mädchen) gestört oder krank, sondern die Beziehung mit und innerhalb seiner familiären Umwelt. (Minuchin u.a. 1995) „Damit steht systemisches Denken in pragmatischem Gegensatz zu allen Defizit-Konzepten biologischer, psychodynamischer, lerntheoretischer oder sozialstruktureller Herkunft ... Für Systemiker ist nicht interessant, ob es solche Defizite gibt oder nicht gibt. Sie werden vielmehr als soziale Konstruktionen angesehen, deren Nützlichkeit oder Schädlichkeit in der Alltagspraxis interessiert“ (Schweizer 1993, S. 19; in: Galuske 2001, S. 221).

Systemische Theoriebildung orientiert sich an

- Relationen („Beziehungsorientierung“),
- Rückwirkungen („Rückbezüglichkeit“) und
- zeitlichen Prozessen („Wandel“).

(Hosemann/ Geiling 2005, S. 12)

Die Aufmerksamkeit liegt nicht auf den einzelnen Objekten oder Elementen eines Systems, sondern auf den Beziehungen der Elemente zueinander, die als Teil eines ganzen Systems gelten. Das System wird als Ganzes betrachtet, denn: „Das System bzw. das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile.“ Soziale Interaktion und Kommunikation innerhalb der Systeme dienen der Herstellung und Aufrechterhaltung von Systemen und regeln das Verhältnis eines Subsystems zu übergeordneten Systemen oder anderen Teilsystemen.

Das „Mobile“ ist ein Anschauungsbeispiel für die Wechselwirkungen der Elemente eines Systems und die Regeln sowie Prinzipien für das Funktionieren des Systems. (Sickendiek u.a. 2002, S. 181)

Werden Systeme über eine längere Zeit beobachtet, ist die Wahrnehmung sowohl von Stabilität als auch von Veränderung möglich.

Systemisches Denken kommt einem *Paradigmenwechsel* gleich: Lineares, kausales („Ursache und Wirkung“) versus zirkuläres Denken („Wechselwirkung durch Rückkopplung“). Alle Elemente eines Systems sind innerhalb einer übergeordneten Ordnung aufeinander bezogen und voneinander abhängig, d.h. durch *Zirkularität* gekennzeichnet, die wiederum aufgrund von *Rückkopplung* entsteht, die alle Elemente des Systems mit einbezieht. Lineares und zirkuläres Denken schließt sich jedoch nicht gegenseitig aus, sondern ergänzt sich sinnvoll je nach Zielsetzung und Perspektive der Untersuchung. „Systemtheoretisches Denken sensibilisiert für unterschiedliche Kausalitätsvorstellungen. Statt geradlinigen Kausalitätsideen fokussiert systemische Soziale Arbeit wechselseitige und zirkuläre Dynamiken, über welche die Vernetztheit sozialer Zusammenhänge beschrieben werden kann“ (Hosemann/ Geiling 2005, S. 113). Kausalität wird aus systemtheoretischer Perspektive als Konstruktionsvorgang bestimmt. (Ebenda, S. 114 ff)

Systemische und sozialökologische Orientierungen gehen übereinstimmend davon aus, Menschen in ihren Umwelten als Einheit zu betrachten und in ihren wechselseitigen Einflüssen zu untersuchen. Beide Sichtweisen gehen in der Erklärung von Problemen eher

von Wechselwirkungen aus als von einseitigen Ursache-Wirkungs-Annahmen. Während sich *systemische Ansätze* jedoch in der Regel auf die Analyse der Interaktionsformen in Familien, Gruppen oder Organisationen begrenzen und hierbei die beobachtbaren Kommunikationsprozesse in den Mittelpunkt stellen, gehen *sozial-ökologische Orientierungen* darüber hinaus: Sie beziehen die faktischen Verhältnisse zwischen Personen oder Interessengruppen in Erklärungen und Theorien ein, z.B. Machtstrukturen in Familien, Belastungen oder Benachteiligungen materieller Art von Einzelnen oder Familien. (Sickendiek u.a. 2002, S. 179; Ritscher 2006, S. 7 - 51) Letztere werden später innerhalb der Gruppen- und Sozialraumorientierten Handlungskonzepte der Sozialen Arbeit behandelt.

„Systemische Herangehensweisen zielen immer auf die Analyse und Beeinflussung von *Beziehungen* ab: Beziehungen zwischen sozialen Systemen (Einzelpersonen, Familien, Gruppen, Institutionen) und ihrer Umwelt. Ihrer intermediären Funktion entsprechend ist die Soziale Arbeit für das ganze Netz sozialer und institutioneller Beziehungen der Klienten zuständig. Die systemtheoretische Annahme, dass nicht die Einzelperson (oder die einzelne Institution) das Problem darstellt, sondern die Wechselwirkungen zwischen ihr und ihrer Umwelt, ihre Relationalisierung, bildet dabei die theoretische Grundlage für die ganzheitliche, lebensweltorientierte und sozial-ökologische Ausrichtung der Sozialen Arbeit“ (Heiner 2004, S. 159; in: Hosemann/ Geiling 2005, S. 152 f)

Systemische Konzepte erstrecken sich hauptsächlich auf zwei Beratungsfelder, die Familienberatung und die Beratung von Organisationen und Institutionen. Im Unterschied zu den alltags- und lebensweltorientierten Beratungsansätzen kann vor dem Hintergrund systemischer Orientierungen kaum eine Unterscheidung zwischen Psychotherapie und Beratung vorgenommen werden; die Begriffe werden daher meistens synonym verwendet. (Sickendiek u.a. 2002, S. 183)

Familientherapeutische Ansätze

Folgende familientherapeutische Ansätze sind in der systemischen Sozialen Arbeit von Bedeutung:

Helm Stierlin: Psychoanalytisch-orientierte Familientherapie, Heidelberger Schule

Überzogene und schwache Individuation, Bindung und Ausstoßung

Delegation von Bedürfnissen oder Aufgaben

Mehrgenerationenperspektive: Vermächtnis und Verdienst

Auflösung von Familientabus

Horst-Eberhardt Richter: Psychoanalytisch-orientierte Familientherapie

Patient Familie

Rolle des Kindes im Elternkonflikt; Kind als Partnerersatz

Aufträge, Delegation an das Kind

Salvador Minuchin: Strukturelle Familientherapie

Arbeit an den Grenzen des Systems bzw. der Subsysteme

Übermäßige Verstrickung: Überfürsorglichkeit vs. Losgelöstheit

Dysfunktionale Konfliktvermeidung: Triangulation, Koalition, Konfliktumleitung

Starrheit und Rigidität gegen vermeintlich bedrohliche Veränderungen

Virginia Satir: Entwicklungsorientierte Familientherapie

Kommunikation, Selbstwert und Umwelt - wachstums- und ressourcenorientierte Arbeit

Selbstwertproblematiken und Loyalitätskonflikte

Familienrekonstruktion durch Familienskulptur u.a. der Herkunftsfamilien

Jürg Willi: Kollusionskonzept - Psychoanalytisch-orientierte Paartherapie

Abgrenzungsprinzip

Regression - Progression

Gleichwertigkeitsbalance

Paul Watzlawick u.a.: Konstruktivismus/ Kommunikationstheorie, Palo-Alto-Gruppe

Analyse der verbalen und nonverbalen Kommunikation

Kommunikationsstörungen und pragmatische Axiome

Doublebind-Theorem

Mara Selvini-Palazzoli: Strategische Familienarbeit, Mailänder Gruppe

Analyse dysfunktionaler Systeme

Paradoxe Interventionen und Symptomverschreibungen

Gezielte Verstörung des Systems oder einzelner Subsysteme

(Ritscher 2006, S. 7 - 51)

Systemische Strukturen am Beispiel der FamilieDas System Familie lässt sich durch seine *Strukturen* bestimmen:

- *Grenzen nach außen:* Sind sie diffus, starr oder klar? Damit ein System klar definiert werden kann, muss deutlich sein, wie weit das System reicht und wo die Umwelt anfängt, d.h. wie das System abgegrenzt ist. Grenzen sorgen auch dafür, dass bestimmte Dinge von außen in das System gelangen oder vom System nach draußen dringen, während der Austausch anderer Dinge unterbunden wird. Das Ausmaß der Offenheit oder Geschlossenheit einer Familie wird nicht nur von der Familie, sondern auch durch die Umwelt bzw. durch soziale Normen bestimmt. (Goldbrunner 1996, S. 21).
- *Grenzen im Binnenraum:* Wie ist das System in Subsysteme unterteilt? Familie kann als Subsystem eines Übersystems (z.B. die Dorfgemeinschaft) und als Übersystem für Subsysteme (Paar-, Eltern-, Geschwistersubsysteme) betrachtet werden. Systeme und Subsysteme existieren nicht nur nebeneinander, sondern überschneiden sich und werden zu hierarchischen Organisationen. Das Konzept der *Systemhierarchien* ermöglicht es, Prozesse auf verschiedenen Ebenen des Systems miteinander zu verbinden. Minuchin (1977) arbeitet am prägnantesten diese Systemhierarchie heraus. Er betont die Notwendigkeit, die Abgrenzung und Funktionsweise der einzelnen Subsysteme für die ganze Familie zu untersuchen und vernachlässigte Subsysteme zu stützen und zu stärken: z.B. das eheliche oder Paarsubsystem mit der Funktion der gegenseitigen Bedürfnisbefriedigung und Unterstützung der Partner; das elterliche Subsystem mit der Funktion der Ernährung und Sozialisierung der Kinder; das Geschwistersubsystem mit der Funktion der Ausbildung gleichaltriger Beziehungen; das Geschlechtersubsystem (z.B. Mutter-Tochter) mit der Funktion der Ausbildung der Geschlechtsidentität.
- *Kontexte:* (lat. Contextus: Zusammenhang, Zusammensetzung, Verknüpfung) Kontext meint den übergeordneten Rahmen, der einer Situation, einem Wort, einer Aktion, einem System seine spezifische Bedeutung verleiht. Kontexte umgrenzen Systeme, legen deren Realitätsbestimmung, Sinn und Bedeutung fest und lassen sich ebenfalls als Systeme beschreiben (z.B. Kita und Familie). Also sind Kontext und System zwei Seiten der gleichen Medaille. Die anstehende Frage oder Aufgabe, die gewählte Perspektive, entscheidet darüber, ob von System oder Kontext gesprochen wird.
- *Interne Beziehungsmuster und Beziehungsdynamik:* Wer hat mit wem oder gegen wen auf welche Weise Kontakt, z.B. in den Qualitäten: Nähe – Distanz, Dialog – Kampf, Konsens – Konflikt, Kooperation – Isolation, Dominanz – Unterordnung, Repression –

Toleranz, Symmetrie – Komplementarität – Reziprozität. Interessant ist vor allem die Art der Interaktionen zwischen den einzelnen Mitgliedern, z.B. die Frage, nach welchen regelmäßigen Abläufen, Mustern und Regeln die Transaktionen verlaufen.

- *Regeln:* Jedes System etabliert Regeln zur Aufrechterhaltung und zum Umgang mit Störungen des Gleichgewichts. Es können einerseits explizite und implizite (nicht bewusste) Regeln, andererseits funktionale und dysfunktionale Regeln unterschieden werden. Gefährdungen des Familiensystems entstehen, wenn eine Familie keine „Metaregeln“ besitzt, um sich den zwangsläufigen Veränderungen anzupassen. (Watzlawick u.a. 1990)
- *Rollen:* Welche Verhaltenserwartungen sind in welchem Kontext an eine Person gerichtet? Und entsprechen sie den realen Rollen des Systems? Mit welchen Interessen sind sie verbunden?
- *Funktionen:* Wer tut was für wen, um die gegebene Ordnung des Systems aufrechtzuerhalten oder zu verändern? Welche Funktionen haben bestimmte Verhaltensweisen und Einstellungen von Familienmitgliedern für das Bestehen des Systems?
- *Positionen:* Wer hat an welcher Stelle des sozialen Netzwerkes welche Position? Mit welcher Macht ist diese Position einerseits verbunden und welche Machtlosigkeit resultiert andererseits daraus?
- *Ressourcen:* Welche Handlungs- und Veränderungsmöglichkeiten bestehen? Welche Stärken und Fähigkeiten, Schwächen und Mängel persönlicher, sozialer und materieller Art sind vorhanden?

Stabilität und Veränderung eines Systems

Das System Familie lässt sich durch seine Fähigkeit zur Selbstorganisation in Interaktion mit der Umwelt bestimmen, d.h. in welchem Verhältnis *Stabilität und Veränderung* stehen:

- Systemen wird eine Art Eigendynamik zugeschrieben, d.h. die Tendenz zur Bildung eines Regelkreises, der der Aufrechterhaltung des Systems dient. Denn das System z.B. Familie ist nicht statisch, sondern ständig im Prozess der Bewegung und Veränderung begriffen. Veränderungen in der Familie ergeben sich innersystemisch einerseits durch Weiterentwicklung, Hinzukommen und Ausscheiden von Familienmitgliedern, andererseits durch Außeneinflüsse wie ökonomische oder politische Veränderungen. (Goldbrunner 1996, S. 18f) Diese Vorstellungen gehen auf Gregory Bateson (1988) zurück, der annimmt, dass Systeme durch interne Regelungen ein flexibles Gleichgewicht herbeiführen. Sie weisen Parallelen zum Begriff der Autopoiese nach Maturana/ Varela (1992³) auf. Autopoiese ist vereinfacht ausgedrückt die Tendenz von Systemen zur Selbsterzeugung, Selbsterhaltung oder Selbstregulierung durch Regelkreise innerhalb der Subsysteme. (Hosemann/ Geiling 2005, S.71 f, S. 280)
- Watzlawick verwendet zur Beschreibung solcher Veränderungen kybernetische Termini: Gleichgewicht bzw. Homöostase, Rückkopplung und Selbstregulierung. Zur Aufrechterhaltung des *Gleichgewichtes* sind *Rückkopplungsprozesse* erforderlich, die Veränderungen des Systems bewirken, wenn das System nicht mit übermäßiger Starrheit und Rigidität reagiert. *Fließgleichgewicht* (Bertalanffy 1979) meint, dass Gleichgewichtszustände nur kurze Zeit andauern können und schnell wieder in Bewegung kommen. Stabilität erfordert Veränderung und konstruktive Veränderung erfordert Stabilität. Eine Familie mit einem „funktionalen homöostatischen Plateau“ befindet sich in einem harmonischen Wechselspiel von Gleichgewicht und Ungleich-

gewicht: Veränderung ist akzeptiert und Konflikte werden als Chance angesehen. Dagegen kann eine rigide Familie ihr Gleichgewicht z.B. nur über eine Symptombildung erhalten. Ihr gelingt es nicht, Beziehungsstrukturen, die in einer bestimmten Entwicklungsphase sinnvoll waren, aufzugeben oder durch neue zu ersetzen.

- Es können zwei Arten von *Rückkopplungen* unterschieden werden: Positive Rückkopplungen führen zu Veränderungen der bisherigen Beziehungsmuster des Systems; im Übermaß führen sie jedoch zur Zerstörung des Systems. Negative Rückkopplungen zielen auf ein Gleichgewicht bzw. Stabilität; im Übermaß führen sie zur Rigidität des Systems. Systeme, die über beide Mechanismen verfügen, regulieren sich selbst; sie funktionieren relativ unabhängig von Umwelteinflüssen.
- *Systemisches Wachstum und Weiterentwicklung* eines Systems (Evolution) sind notwendig mit der Veränderung der Umwelt verbunden: hier wird von *Co-Evolution* gesprochen. Die Entwicklung vollzieht sich nicht linear, sondern in Stufen (Kalibrierung bzw. Stufenfunktion). Das wichtigste Ordnungsmuster ist dabei die Interpunktion in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.
- *Geschlossene Systeme* schließen sich in einem hohen Maß von der Umwelt ab, besonders hinsichtlich des Informationsaustausches. Sie haben die Tendenz zur Starrheit und Rigidität, denn sie bewahren den Status quo. *Offene Systeme* verfügen über zur Umwelt hin durchlässige Grenzen, welche sie offen, entwicklungs- und veränderungsfähig machen.

Das Modell der *Selbsterhaltungs- oder Selbstregulierungstendenz* von Systemen im Sinne sich verändernder oder einpendelnder Gleichgewichte ist für die Soziale Arbeit von hoher Relevanz. Der systemischen Familienberatung liegt die Idee zu Grunde, dass die Familie ein Beziehungsmuster etabliert, in dem bei Störungen der familialen Beziehungen an einzelne Familienmitglieder die Aufgabe der „Systemerhaltung“ delegiert wird bzw. werden kann. Familiäre Subsysteme gleichen Störungen aus, die das System Familie in seiner Existenz gefährden. Die Systemerhaltung kann z.B. darin bestehen, dass ein Familienmitglied erkrankt oder verhaltensauffällig wird und die anderen Familienmitglieder in der gemeinsamen Sorge ein neues Gleichgewicht finden. Dieses Phänomen wird als „*Symptomträgerschaft*“ bezeichnet. Ein Familienmitglied trägt das Symptom der Störung im gesamten System. Der systemische Blick ist darauf gerichtet, wie sich die Interaktion zwischen den Personen gestaltet und welche Beziehungsdefinitionen die einzelnen Systemmitglieder untereinander vornehmen. Dagegen interessiert wenig, *weshalb* sie dieses tun. (Sickendiek u.a. 2002, S. 186)

Systemische Beraterinnen/ Berater arbeiten mit den beteiligten Personen eher an den jeweils subjektiven Wahrnehmungen der Beziehungen der Interakteure. Sie untersuchen z.B., wie voneinander differierende Beziehungszuschreibungen zu Systemkonflikten führen und das Gleichgewicht bedrohen oder wie einzelne Mitglieder sich in aufgezwungene Beziehungsdefinitionen fügen. Im Mittelpunkt der Familienberatung stehen häufig Eltern-Kind-Beziehungen, in denen ein oder beide Elternteile einem Kind bestimmte Stabilisierungsfunktionen zuweisen, z.B. sich in einem Konflikt zum Verbündeten mit einem Elternteil zu machen. Untersucht werden zudem so genannte paradoxe Kommunikationen (double-bind), die in Verhaltens- und Interaktionsaufforderungen bestehen, die einander widersprechen oder ausschließen. Diese Paradoxien werden unter bestimmten Bedingungen als Auslöser schizophrener Symptome bei Kindern und Jugendlichen angenommen, „die einzig mögliche Reaktion auf einen absurden und unhaltbaren zwischenmenschlichen Kontext“. (Kriz 1994, S. 239 und 242 ff)

Haltungen und Verfahren/ Techniken in der systemischen Arbeit

Systemische Haltungen – Handlungsansätze der systemischen Arbeit

- Reflexivität
- Zirkularität und Vernetztheit
- Kontextorientierung und Kontextsensibilität
- Ressourcenorientierung
- Allparteilichkeit/ Neutralität
- Lösungsorientierung
- Respekt und Bescheidenheit
- Leitdifferenz soziale Teilhabe, soziale Gerechtigkeit

(Schlippe/ Schweitzer 1996, S. 116 –136; Kriz 1994 ⁴, S. 225 – 299; Hosemann/ Geiling 2005, S. 25 – 40, S. 152 ff)

Systemisches „Handwerkszeug“ – Verfahren/ Techniken der systemischen Arbeit

- Genogrammarbeit – grafische Darstellung der biologischen und/ oder rechtlichen Beziehungen einer Familie; Analyse von generationsübergreifenden Mustern vor dem Hintergrund der Familienstruktur
- Soziogramm, Systemzeichnung/-skizze, Aufstellung – Visualisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen eines Systems durch Nähe und Distanz sowie Zugewandtheit bzw. Abgewandtheit der Systemmitglieder
- Skulpturarbeit – in der Perspektive einzelner Mitglieder wird das Beziehungssystem der Familie o.a. Systeme durch Körperhaltung und Nähe bzw. Distanz zueinander dargestellt, so dass unausgesprochene Beziehungskonstellationen und Dynamiken kommunizierbar werden
- Familienkonferenzen – miteinander konstruktiv Bedürfnisse, Interessen und Konflikte klären
- Familienanamnese und biografische Arbeit – grafische Darstellung bestimmter wichtiger Ereignisse, Daten, Familienphasen etc. in Chronologie der Ereignisse, „Lebenslinie“, „Lebenswendepunkten“, Familienbrett, Systemzeichnung usw.
- Netzwerkarbeit – Einbeziehen von Personen und Organisationen aus professionellen und nicht-professionellen Zusammenhängen und Aktivierung dieser Ressourcen
- Kontextualisieren des Arbeitsauftrages sowie des Problems und seiner Lösung – zwischen psycho-sozialen und materiellen Problemdefinitionen kontextualisieren; Perspektiverweiterung durch Wahrnehmung und Beeinflussung von verschiedenen Kontextebenen und System-Umwelt-Relationen; Beachtung von Kontexthierarchien; Ethnisieren und De-Ethnisieren von Konflikten (Hosemann/ Geiling 2005, S. 183 ff)
- Organigramm – Darstellung und Analyse des Aufbaus einer Organisation, der hierarchischen Strukturierung von Entscheidungs- und Organisationsabläufen
- systemisch-kommunikative Interventionen wie z.B. zirkuläres Fragen – Informationen beschaffen über kommunikative Konstruktionen sowie Beziehungs-, Verhaltens- und Einstellungsmuster; Transparenz herstellen über Wechselwirkungen bzw. Relationen – banales Fragen, hypothetisches Fragen, Techniken des NLP, analoge Geschichten und Humor
- Ressourcenarbeit – persönliche Fähigkeiten, Stärken, Interessen sowie soziale, materielle und institutionelle Unterstützungsmöglichkeiten nutzen
- Rituale – bestimmte, sich wiederholende Handlungsabläufe, die Sinn und Struktur geben, gemeinsam mit den Mitgliedern eines Systems gestalten
- Umdeuten und Neudefinieren des Problems bzw. Geschehens/ Reframing – Neuinterpretation der wahrgenommenen Probleme bzw. Situationen
- Positive Konnotation – positive und wertschätzende Haltung, Beurteilung und Äußerung

- Arbeit an den Grenzen – im Blick auf das Funktionieren des gesamten Systems werden bestehende Subsysteme in der Familie gezielt durch Konfrontation und Neuinterpretation gestärkt bzw. geschwächt
- Bremsen der Lust auf Veränderung und Erproben der Ambivalenz; solche Zielformulierungen realisieren, die Ambivalenzen zwischen Problem und Problemlösung würdigen; Irritation und Anregung von (Sub-) Systemen
- Sozialräumliche Arbeit – Förderung der sozialen Infrastruktur und Entwicklung des Gemeinwesens
- Case Management – über die Koordination sozialer Dienste Anpassungs- und Veränderungsschritte systematisieren

(Vgl. Schlippe/ Schweitzer 1996, S. 137 –198; Hosemann/ Geiling 2005, S. 174 – 214)

Systemische Praxismodelle im Rahmen des Hilfe-Kontrolle-Themas

Im Bereich der Jugendhilfe sind drei zentrale Aspekte miteinander zu verbinden: „... die Selbstbestimmungsrechte der Betroffenen, die Integrationsforderungen der Gesellschaft und der Schutz des Kindes“ (Urban 2004, S. 214; in: Hosemann/ Geiling 2005, S. 248).

Hosemann/ Geiling stellen drei unterschiedliche Praxismodelle für widersprüchliche Aufträge im Rahmen des Hilfe-Kontrolle-Themas vor (Hosemann/ Geiling 2005, S. 248 – 250):

- Mit Distanz auf die Seite der Klienten gehen
Kron-Klees wendet sich aus systemisch-konstruktivistischer Sicht gegen die Vorstellung, Klienten kontrollieren bzw. nach eigenen Vorstellungen verändern zu können. Um als Sozialarbeitende trotz des Dilemmas, einerseits die Autonomie von Klienten zu wahren, andererseits in ihre Autonomie einzugreifen, handlungsfähig zu bleiben, stellt er sich den Auftrag der Sozialen Arbeit als ein „waches Begleiten“ vor. Es geht ihm darum, Familien „bei der Verfolgung ihrer Ziele zu unterstützen. Beim Arbeiten mit Klienten an deren Zielen, die im Konflikt zu gesellschaftlichen Erwartungen stehen, kann dieser Konflikt intern im System und den Organisationen der Sozialen Arbeit repräsentiert werden“, wodurch das stellvertretende Aushandeln ermöglicht wird.
(Kron-Klees 1997; in: Hosemann/ Geiling 2005, S. 248 f)
- Mit Hilfe von Zwang helfen
„Für mehrfach belastete und benachteiligte Familien, die einem therapeutischen Muster von Motivation und Freiwilligkeit nicht entsprechen“, stellt Conen einen systemischen Arbeitsansatz vor. „In stresshaltigen Situationen ist es für manche Familien nicht möglich, belastende Erfahrungen oder emotionale Krisen zu bearbeiten, da sie weitere Schwierigkeiten befürchten.“ Conens Konzept kann auf die Kurzformel gebracht werden: „Wie können wir Ihnen helfen, uns wieder loszuwerden?“ Durch soziale Kontrolle wird Aktivitätsbereitschaft aufgebaut und aufrechterhalten. Sozialarbeitende suchen in einer von Respekt und Ressourcenorientierung gekennzeichneten Haltung nach Wegen zur Verbesserung der Situation. „Grundlage des Arbeitskontraktes ist eine Problemsicht der Eltern, die die Helfer nicht in der Familie haben wollen und die Arbeit des Jugendamtes als Eingriff erleben. Der Minimalkonsens „Hilfe annehmen, um die Helfer loszuwerden“ erweist sich häufig als tragfähig und aussichtsreich.“
(Conen 2006³; 2002; in: Hosemann/ Geiling 2005, S. 249)
- Mit der Hilfe an der Seite von Nicht-Hilfe ansetzen
In dem flexiblen familientherapeutischen und –aktivierenden Angebot Triangel, einem Berliner Projekt der Kinder- und Jugendhilfe, werden betroffene Familien für maximal vier Monate zusammen mit anderen Familien in eine Wohngruppe aufgenommen. Ziel ist, die Eltern zu aktivieren, selbst Lösungen für die Probleme der Kinder und Jugendlichen zu entwickeln, damit sie dem Kind oder Jugendlichen die erforderliche Sicherheit und Orientierung geben können. „Das Selbsterleben, Erlernen und Wahrnehmen der eigenen Kompetenzen bildet eine zentrale Basis der Arbeit.“ Klienten sollen nicht vom Hilfe-

system abhängig gemacht, sondern in ihrer Autonomie respektiert und in der Entwicklung eigener Wahrnehmungs- und Handlungsstrukturen unterstützt werden. „Im Sinne einer begleitenden Nicht-Hilfe kann diese Option hilfreich sein, um Menschen zu helfen, sich selbst zu helfen.“ Die Hilfe geht mit einer veränderten Rollenverteilung einher: Nicht den Kindern wird durch professionelle Helfer geholfen, sondern die Eltern werden dabei unterstützt, ihre Kinder zu fördern. (Hosemann/ Geiling 2005, S. 250)

Ressourcenorientierung in der Sozialen Arbeit

„Ressourcenorientierte Beratungskonzepte gehen davon aus, dass die Anforderungen der Moderne an die Menschen, ihren Alltag zu bewältigen, ihre Beziehungen zu gestalten, ihr Leben zu managen und ihre Probleme zu meistern, wachsen und dass professionelle psychosoziale Beratung bedeutsamer wird, wo alltägliche Bewältigungsressourcen fehlen oder überfordert sind.“ (Sickendiek u.a. 2002, S. 210)

„Die Zugangschancen zu Entwicklungs- und Entfaltungsspielräumen sind an ökonomische, soziale und psychologische Sicherheiten geknüpft, an Ressourcen, die dem Einzelnen aus seiner Umwelt, aus sich selbst und aus dem Zusammenspiel von sozialen und individuellen Potentialen heraus verfügbar und nutzbar sind. (...) Psychosoziale Beratung braucht angesichts der Ressourcenpotentiale und –ausschöpfungschancen der einen und der Ressourcenmängel und –bedrohungen vieler anderer Menschen (...) eine kritische Revision bisher oft vorherrschender kurativ-psychotherapeutischer Orientierungen. (...) In einem ressourcenorientierten Beratungsansatz, der sich in einem sozialökologischen Rahmen auf Personen, ihre Lebenswelten und insbesondere auf die Interaktion von Person und Umwelt bezieht, scheint die geforderte Umorientierung von Beratung am ehesten möglich.“ (Sickendiek u.a. 2002, S. 211)

Eine Grundannahme aller Ressourcenmodelle lautet, dass die Lebensführung, die Alltagsgestaltung, das Wohlbefinden, die Erfolge und Misserfolge in der Bewältigung von Anforderungen, Problemen und Krisen abhängig sind von Ressourcen. Sie beruhen auf der Verfügbarkeit und dem erfolgreichen Einsatz von Personen- und Umweltressourcen.

Eine zentrale These der *Theorie der Ressourcenerhaltung* (COR, Hobfoll 1989) lautet:

- Fehlen Ressourcen,
- werden Ressourcen verloren
- oder wird Ressourcenverlust befürchtet,
- dann werden Menschen anfällig, verletzlich für psychische und physische Probleme und Störungen, da sie Stress erleben. Ähnliches gilt für Ressourcenverbrauch ohne den erwarteten Erfolg. (Sickendiek u.a. 2002, S. 213)

Menschen mit mehr und größeren Ressourcen sind weniger anfällig gegen Ressourcenverlust und gewinnen Ressourcen eher hinzu. Menschen mit geringen und wenigen Ressourcen sind gefährdeter gegen Verlust und weniger in der Lage, Ressourcen hinzu zu gewinnen. Es gibt somit eine so genannte *Gewinn- und eine Verlustspirale*: Dort, wo etwas ist, kommt etwas hinzu – und dort, wo nichts oder wenig ist, mangelt es schnell noch mehr. Verlustspiralen von Menschen mit weniger Ressourcen haben schnellere und extremere Konsequenzen, weil diese Personen weniger Optionen, Reserven und Kompensationsmöglichkeiten haben. Die vorhandenen schmalen und wenigen Ressourcen erschöpfen schneller.

Menschen mit geringen Ressourcen sind nicht nur anfälliger gegen Ressourcenverlust, sondern ein anfänglicher Verlust zieht schnell auch weitere Verluste nach sich – z.B. einen Arbeitsunfall, eine chronische Behinderung, den Verlust der Arbeit, die Verkleinerung des Freundeskreises.

„Auf Ressourcengewinn hingegen folgt oft weiterer Ressourcengewinn insbesondere dann, wenn ein größeres Ressourcenreservoir es ermöglicht, auch riskanter zu investieren. Personen mit niedrigen und kargen Ressourcen in sich und/ oder ihrer Umwelt können nicht so riskant agieren, müssen vernünftigerweise defensiv bleiben. Sie müssen primär an Ressourcenerhalt interessiert sein. Ihr Ziel ist die Sicherung und Erhaltung des minimalen persönlichen und/ oder sozialen, ökologischen und ökonomischen Ressourcenbestands, um kommende Anforderungen und Belastungen meistern zu können.“ (Sickendiek u.a. 2002, S. 214)

Ressourcenarbeit

Es gibt eine Reihe von Anknüpfungsmöglichkeiten für eine ressourcenorientierte Beratung:

- persönliche Ressourcen: Ressourcenaktivierung auf der Grundlage von einerseits Stärken, Interessen und Wünschen der Klienten, andererseits einer gelingenden Beziehung zwischen Ratsuchenden und Beraterin/ Berater als wichtigste Ressource von Veränderung und Verbesserung (wie in der klassischen Psychotherapie)
- materielle, finanzielle und praktische Ressourcen: Grundlagen schaffen in den Bereichen Arbeit, Wohnen, soziale Sicherung
- soziale und institutionelle Ressourcen: z.B. aktuell im Empowermentkonzept, in dem es um das Verfügbarmachen von Ressourcen geht als Voraussetzung für Macht und Kontrolle über sich und die nähere Umwelt
- Umstrukturierung von Lebenssituationen: Schaffen neuer sozialer Räume und Neudefinieren sozialer Beziehungen, außerdem Netzwerk- und Unterstützungsarbeit

(Sickendiek u.a. 2002, S. 211 f)

Literatur:

Berg, I.K.: Familien – Zusammenhalt(en). Ein kurz-therapeutisches und lösungs-orientiertes Arbeitsbuch. Dortmund 1996³

Bertalanffy, L.v.: General System Theory. New York 1979

Bronfenbrenner, U.: Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Stuttgart 1981

Conen, M.-L. (Hrsg.): Familienorientierung als Grundhaltung in der stationären Erziehungshilfe. Dortmund 1992

Conen, M.-L.: „Wie können wir Ihnen helfen, uns wieder loszuwerden? Aufsuchende Familientherapie mit Multiproblemfamilien. In: Zeitschrift für Systemische Therapie, Jg. 14/ 3, 1996, S. 178 – 185

Conen, M.-L.: Wo keine Hoffnung ist, muss man sie erfinden. Aufsuchende Familientherapie. Heidelberg 2006³

Galuske, M.: Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim, München 2001³

Germain, C.B./ Gitterman, A./ Vogel, B.: Praktische Sozialarbeit: das „Life-Modell“ der sozialen Arbeit. Gekürzte Fassung. Stuttgart 1988²

Goldbrunner, H.: Arbeit mit Multiproblemfamilien. Systemische Perspektiven für Familientherapie und Sozialarbeit. Mainz 1996⁵

Heiner, W. (Hrsg.): Professionalität in der Sozialen Arbeit. Theoretische Konzepte, Modelle und empirische Perspektiven. Stuttgart 2004

Hollstein-Brinkmann, H./ Staub-Bernasconi, S. (Hrsg.): Systemtheorien im Vergleich. Was leisten Systemtheorien für die Soziale Arbeit? Wiesbaden 2005

Hosemann, W./ Geiling, W.: Einführung in die systemische Soziale Arbeit. Freiburg i.B. 2005

Kriz, J.: Grundkonzepte der Psychotherapie. Eine Einführung. Weinheim 1994⁴

Kriz, J.: Personenzentrierte Systemtheorie – Grundfragen und Kernaspekte. In: Schlippe, A. v./ Kriz, J./ Willy, Chr. (Hrsg.): Personenzentrierung und Systemtheorie. Göttingen 2005

Kron-Klees, F.: Sozialarbeit (Öffentliche Jugendhilfe) als Prozess „wachen Begleitens“ oder: Wider den Topos vom „klaren Kontrollauftrag“ sozialer Arbeit. In: Zeitschrift für Systemische Therapie, Jg. 15/ 1, 1997, S. 55 – 59

Maturana, H.R./ Varela, F.J.: Der Baum der Erkenntnis – Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. Bern, München 1992³

McGoldrick, M. /Gerson, R.: Genogramme in der Familienberatung. Bern 1990/ 1995

Minuchin, S.: Familie und Familientherapie. Theorie und Praxis struktureller Familientherapie. Freiburg i.B. 1997¹⁰

Minuchin, S./ Rosman, B.L./ Baker, L.: Psychosomatische Krankheiten in der Familie. Stuttgart 1995⁶

Pfeifer-Schaupp, H.-U.: Jenseits der Familientherapie – Systemische Konzepte der Sozialen Arbeit. Freiburg i.Br. 1994

Ritscher, W.: Systemische Modelle für die Soziale Arbeit. Ein integratives Lehrbuch für Theorie und Praxis. Heidelberg 2002

Ritscher, W.: Einführung in die systemische Soziale Arbeit mit Familien. Heidelberg 2006

Roedel, B.: Praxis der Genogrammarbeit. Die Kunst des banalen Fragens. Dortmund 2001 ⁴

Satir, V.: Selbstwert und Kommunikation. Familientherapie für Berater und zur Selbsthilfe. München 1996 ¹²

Schlippe, A. v./ Schweitzer, J.: Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung. Göttingen, Zürich 1996 ²

Schlippe, A. v.: Familientherapie im Überblick. Basiskonzepte, Formen, Anwendungsmöglichkeiten. Paderborn 1984

Schlippe, A. v./ El Hachimi, M./ Jürgens, G.: Multikulturelle systemische Praxis. Ein Reiseführer für Beratung, Therapie und Supervision. Heidelberg 2004 ²

Sickendiek, U./ Engel, F./ Nestmann, F.: Beratung. Eine Einführung in sozialpädagogische und psychosoziale Beratungsansätze. Weinheim, München 2002 ²

Staub-Bernasconi, S.: Systemtheorie, soziale Probleme und Soziale Arbeit: lokal, national, international. Bern, Stuttgart, Wien 1995

Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Opladen 2002

Watzlawick, P./ Beavin, J.H. / Jackson, D.D.: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern, Stuttgart, Toronto 1990 ⁸

Watzlawick, P. u.a.: Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels. Bern, Göttingen, Toronto 1974/1992

Willi, J.: Die Zweierbeziehung. Reinbek 1975

Willi, J.: Was hält Paare zusammen? Der Prozess des Zusammenlebens in psychoökologischer Sicht. Reinbek 1991

2.6 Multiperspektivische Fallarbeit

Methodisches Vorgehen in der integrativen Fallarbeit¹

Soziale Arbeit ist gleichzeitig in mehreren und verschiedenartig operierenden Systemen tätig. Die damit verbundene multiperspektivische Ausrichtung ist ein professionstypisches Merkmal der Sozialen Arbeit. „Die Differenzierung in Systemtypen ermöglicht, systematisch und arbeitsfeldbezogen zu analysieren, welche konkreten systemübergreifenden Leistungen die Soziale Arbeit erbringt.“ (Hosemann/ Geiling 2005, S. 62)

Unter einem *Fall* ist eine Problemsituation bzw. eine komplexe Praxiserfahrung in Bezug auf ein KlientInnensystem, ein Hilfesystem oder eine Organisation zu verstehen. Die vorliegenden Erläuterungen des methodischen Vorgehens bieten eine pragmatische Orientierung in der systematischen Bearbeitung eines Falles in fünf aufeinander folgenden Schritten:

- die Klärung von Arbeitsfeld und Kontrakt,
- die Beschreibung des Problems,
- die Analyse des Problems,
- die Formulierung von Zielen und
- die Erstellung eines Handlungsplanes

1. Zu Beginn der Fallbearbeitung ist es zunächst wichtig, sich die wesentlichen Rahmenbedingungen des *Arbeitsfeldes* und des *Kontraktes* zu vergegenwärtigen: In welcher Institution bzw. welchem Arbeitsfeld wird der Fall bearbeitet? Wie sind die institutionellen bzw. arbeitsfeldspezifischen Rahmenbedingungen einschließlich der rechtlichen bzw. finanziellen Grundlagen? Welche Zielsetzungen bzw. welche Schwerpunktlegungen der Einrichtung liegen vor? Was ist die aktuelle Aufgabe bzw. das aktuelle zu lösende Problem?
2. Bei der *Beschreibung des Problems* handelt es sich um eine Bestandsaufnahme der Faktenlage der Fallsituation. Für die Arbeit mit Einzelnen und Familien sind folgende Aspekte leitend: die Beschreibung des aktuellen Problems bzw. Problemverhaltens und seine Entwicklungsgeschichte; die bisherigen professionellen Problemlösungsstrategien des Hilfesystems und deren Ergebnisse unter Berücksichtigung der Erwartungen und Beteiligung der Klientin/ des Klienten. Für die Arbeit mit Gruppen und die Arbeit in Organisationen sind folgende Gesichtspunkte leitend: die Beschreibung der Merkmale der Zielgruppe; die Lebenslage und die sozio-kulturellen Erfahrungsräume; der Handlungsraum für die Soziale Arbeit mit der Zielgruppe. Die Problembeschreibung schließt mit einer Fokussierung der wesentlichen Kategorien der Fallsituation ab, welche in der Analyse weiter bearbeitet werden.
3. In der *Analyse des Problems* wird ein differenziertes Verstehen der gegenwärtigen Fallsituation angestrebt, um folgend zu Ansatzmöglichkeiten der Problemlösung zu gelangen. Die Analyse schlüsselt Zusammenhänge der Fallsituation multiperspektivisch auf – aus Sicht der Bezugswissenschaften Psychologie/ Sozialmedizin, Soziologie/ Sozialpolitik, Recht und Ethik/ Anthropologie – und aus fachwissenschaftlicher Sicht unter Beachtung der Ressourcen. Welche Theorieansätze und empirisch-praktischen Erfahrungen sind nützlich, das Problem bzw. die Fallsituation auf der individuellen, der sozialen und der gesellschafts-politischen sowie sozio-ökonomischen Ebene zu erklären? Für die Arbeit mit Einzelnen und Familien ist die Analyse persönlicher, familiärer, sozialer und sozio-ökonomischer Aspekte leitend. Für die Arbeit mit Gruppen und die Arbeit in Organisationen können außerdem die psychosozialen Zusammenhänge

¹ Vgl. Bührmann, A./ Treber, M.: Reader Integratives Fallseminar, Berufsbegleitender Studiengang Soziale Arbeit. Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin. Berlin 2006³, S. 29 f

der Zielgruppe mit gesellschafts-politischen und sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen sowie verschiedene Formen der Partizipation der Zielgruppe leitend sein. Hinsichtlich des methodischen Vorgehens können hier einerseits die biografische Analyse, die Netzwerkanalyse und die Arbeit mit dem Genogramm, andererseits die Sozialraumanalyse, das Soziogramm und das Organigramm eingesetzt werden. Die Erkenntnisse und Erklärungen der Bezugswissenschaften zu den fokussierten Kategorien der Fallsituation werden unter Berücksichtigung der gegebenen persönlichen, sozialen und materiellen Ressourcen fachwissenschaftlich gebündelt, gewichtet und in die praktische Fallarbeit integriert.

4. Auf der Grundlage der vorangegangenen Analyseergebnisse werden konkrete, positive, realisier- und überprüfbare *Ziele formuliert*, die in Grob- und Feinziele differenziert sind. In die Planung fließen Überlegungen ein, welche Formen der Partizipation der Klientin/ des Klienten bzw. der Zielgruppe bei der Formulierung von Zielen realisiert werden. Die Formulierung konkreter, positiver, realisier- und überprüfbarer Ziele ist wesentliche Voraussetzung für die Evaluation und Qualitätssicherung der Problemlösung bzw. Hilfen. Die Ziele stellen das Scharnier dar zwischen der Beschreibung und Analyse des Problems und der Erstellung des Handlungsplanes.
5. In der *Erstellung eines Handlungsplanes* werden auf der Basis der zuvor formulierten Ziele die Interventionsstrategien und Vorgehensweisen bestimmt, mittels derer die Ziele erreicht werden sollen. Die Interventionen und Vorgehensweisen sind nach Dringlichkeit zu gewichten. In die Planung fließen Überlegungen zur Kooperation und Vernetzung mit anderen Einrichtungen und Trägern ein. Insbesondere für die Arbeit mit Gruppen und die Arbeit in Organisationen werden die betreffenden Inhalte, Themen, Aufgaben oder Situationen in einen didaktisch stimmigen Zusammenhang mit den zuvor formulierten Zielen, den Vorgehensweisen und Arbeitsformen sowie weiteren organisatorischen Voraussetzungen gebracht. Die wesentlichen Handlungsansätze/ -konzepte der Sozialen Arbeit werden erläutert.

Literatur:

Chassé, K.A./ Wensierski, H.-J. von (Hrsg.): Praxisfelder der sozialen Arbeit. Weinheim, München 1999

Galuske, M.: Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim, München 2001 ³

Germain, C.B./ Gitterman, A./ Vogel, B.: Praktische Sozialarbeit: Das „Life-Modell“ der sozialen Arbeit. Gekürzte Fassung. Stuttgart 1988 ²

Heiner, M. u.a.: Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Freiburg i.B. 1996 ³

Hosemann, W./ Geiling, W.: Einführung in die systemische Soziale Arbeit. Freiburg i.B. 2005

Michel-Schwartz, B.: Handlungswissen der Sozialen Arbeit. Deutungsmuster und Fallarbeit. Opladen 2002

Müller, B.: Sozialpädagogisches Können. Ein Lehrbuch zur multiperspektivischen Fallarbeit. Freiburg 1997 ³

Sickendiek, U./ Engel, F./ Nestmann, F.: Beratung. Eine Einführung in sozialpädagogische und psychosoziale Beratungsansätze. Weinheim, München 2002 ²

Spiegel, H. von: Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Grundlagen und Arbeitshilfen für die Praxis. München 2004

Stimmer, F.: Grundlagen des Methodischen Handelns in der Sozialen Arbeit. Stuttgart 2006
2

Thesing, Theodor u.a.: Sozialpädagogische Praxisfelder. Ein Handbuch zur Berufs- und Institutionenkunde für sozialpädagogische Berufe. Freiburg 2001

2.7 Körperorientierte sozialpädagogische Arbeit

Es werden 4 Dimensionen der körperorientierten Arbeit unterschieden:

- Wahrnehmung und Entwicklung des eigenen Ichs bzw. Körperbildes
- Entspannung, Wohlfühlen und Selbstzentrierung
- Bewegung und Energie sowie Selbstbehauptung
- Begegnung und Kontakt mit anderen

Kontexte körperorientierter Verfahren bzw. Übungen

- Körperwahrnehmung in Entspannung und Bewegung ermöglicht das Erfahren der Leib-Seele-Geist-Einheit
- aus entwicklungspsychologischer Sicht ist die Entwicklung der Körperidentität ein wichtiger Bestandteil der persönlichen Identität, da Körpererfahrungen sehr frühe, existentielle Erfahrungen in der Person-Werdung sind
- Körperwahrnehmung, Entspannung und Selbstzentrierung sind von zentraler Bedeutung für Fachkräfte in der Sozialen Arbeit
- Körperorientierte sozialpädagogische Arbeit ist ein wesentliches Element der geschlechtsbewussten Sozialen Arbeit
- Körperorientierte Übungen bieten bei so genannten Verhaltensstörungen (Suchterkrankungen, Hyperaktivität etc.) vielfältige sozialpädagogische Handlungsansätze
- den Bedürfnissen des Körpers und der Entspannung Raum geben und auf diese Weise das Selbst-Bewusstsein zu fördern

Ziele körperorientierter Verfahren

- sich selbst kennenlernen, eigenes Verstehen, eigene Wahrnehmung erweitern
- eigenes Erleben fokussieren und ausdrücken
- Kreativität, Spaß, Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein erfahren
- Körperlichkeit erleben und reflektieren im Vergleich zu Rationalität und Sprache
- die Leib-Seele-Einheit fördern
- Körper und Geschlechtlichkeit wahrnehmen
- Stärken stärken
- neue Erlebens- und Handlungsmöglichkeiten entdecken
- in der Gruppe: die Vielfalt der Erlebensweisen und Solidarität anerkennen
- in der Gruppe: sich in Beziehung zu anderen erfahren

Realisierung körperorientierter Verfahren

- als Voraussetzung der Realisierung gilt, alle körperorientierten Übungen zunächst selbst ausprobiert und erfahren zu haben
- Teilnehmende grundsätzlich in die Übungen einführen und auch wieder hinaus begleiten
- Struktur und Rahmen für die Übungen geben: so wenig wie möglich und so viel wie nötig
- in der Reflexion bzw. Auswertung der Übungen: das eigene Erleben als wesentliche Auswertungshilfe nutzen
- Ausdrucksmöglichkeiten für das Erleben schaffen, z.B. Erzählen, Skizzieren, Farben, Ton bzw. Modellieren
- den geschlechtsspezifischen, kulturellen, altersbezogenen und/ oder gesundheitlichen Aspekt beachten
- auf spezifische Themen und Fragen fokussieren - mit Themen in Kontakt kommen - behutsam analytisch vorgehen
- Einsatz sowohl in der sozialen Gruppenarbeit als auch Einzelarbeit

Ausgewählte körperorientierte Verfahren

- Atemübungen
- Klopfmassage mit angeleiteter Visualisierung
- Massage mit Igelbällen bzw. Tennisbällen
- Sensibilisierungsübungen mit Papieren, Blättern, Federn, Farben etc.
- Fantasiereisen in Vergangenheit und Zukunft, an verschiedene Orte etc.
- angeleitete „Reise“ bzw. Visualisierung durch den Körper
- angeleitete Entspannung „Ort der Ruhe“
- Visualisierungen von Energie, Licht und Farbe
- Selbstzentrierung und Wahrnehmung
- Selbstbewusstsein, Selbstbehauptung und Abgrenzung
- Stimme und Stimmkraft
- Kämpfen und Ringen in ritualisierter Form
- Pantomime, Gefühle und psychosomatische Redewendungen darstellen
- Übungen zu Körpersprache und Psychosomatik
- Körper und Bewegung im Spiegelbild
- Bewegung, Energie und Kontakt
- durch den Raum gehen in unterschiedlicher Haltung
- Distanz und Nähe im Raum
- Bewegung und Wahrnehmung im Raum
- Soziogramm und Aufstellungsarbeit
- Skulpturarbeit
- Frauenkörper – Männerkörper
- Geschlechtlichkeit, Körper und Sprache
- Schattenrissarbeit
- Portraitarbeit

Literatur:

Christiansen, A. u.a.: Mädchen los! Mädchen macht! 100 und 1 Idee zur Mädchenarbeit. Münster 1991

Gawain, S.: Stell dir vor. Kreativ Visualisieren. Reinbek 1986

Günzel, W. (Hrsg.): Körper und Bewegung. Improvisieren – Gestalten – Darstellen. Baltmannsweiler 1989

Hagedorn, O.: Gefühle: ausdrücken, erkennen, mitfühlen. Berliner Institut für Lehrerfort- und -weiterbildung und Schulentwicklung. Berlin 1995³

Homfeldt, H.G. (Hrsg.): „Sozialer Brennpunkt“ Körper. Körpertheoretische und –praktische Grundlagen. Hohengehren 1999

Iding, D./ Kaiser, K.: Business-Yoga. Entspannt dem Berufsalltag gewachsen sein. München 2005

Kepner, J.I.: Körperprozesse. Ein Gestalttherapeutischer Ansatz. Köln 1988

Kutzleb, U. u.a.: Zeit für Zärtlichkeit. Spielerische Übungen für Liebe und Partnerschaft. Ein neuer Zugang zur Sexualpädagogik. Wuppertal 1989

Lenniger, I.: Entspannung in der Schule - Luxus oder Notwendigkeit? Berliner Institut für Lehrerfort- und -weiterbildung und Schulentwicklung. Berlin 1994

Manteufel, E./ Seeger, N.: Selbsterfahrung mit Kindern und Jugendlichen. Ein Praxisbuch. München 1994²

Mittermair, F.: Körpererfahrung und Körperkontakt. Spiele, Übungen und Experimente für Gruppen, Einzelne und Paare. München 1985

Müller, B.: Berühren, Kooperieren, Kämpfen. Berliner Institut für Lehrerfort- und -weiterbildung und Schulentwicklung. Berlin 1995³

Philipps, I.: Körpersprache der Seele. Übungen und Spiele zur Sexualität. Wuppertal 1989.

Reichel, G./ Rabenstein, R./ Thanhoffer, M.: Bewegung für die Gruppe. Münster 1992⁸

Richter, K.F.: Erzählweisen des Körpers. Kreative Gestaltarbeit in Theorie, Beratung, Supervision und Gruppenarbeit. Seelze-Veper 1997

Stevens, J.O.: Die Kunst der Wahrnehmung. Übungen der Gestalttherapie. München 1975

Teegen, F.: Ganzheitliche Gesundheit. Der sanfte Umgang mit uns selbst. Reinbek 1987

Walker, J.: Kennenlernen und Auflockerung. Konstruktive Konfliktbehandlung im Klassenzimmer 2. Berliner Institut für Lehrerfort- und -weiterbildung und Schulentwicklung. Berlin 1994

Walker, J.: Kommunikation. Konstruktive Konfliktbehandlung im Klassenzimmer 4. Berliner Institut für Lehrerfort- und -weiterbildung und Schulentwicklung. Berlin 1994

Walker, J.: Kooperation. Konstruktive Konfliktbehandlung im Klassenzimmer 5. Berliner Institut für Lehrerfort- und -weiterbildung und Schulentwicklung. Berlin 1995

3. Gruppen- und Sozialraumorientierte Handlungskonzepte in der Sozialen Arbeit

3.1 Von der Gemeinwesenarbeit zur Sozialraumarbeit

Einführung

Die Wurzeln der Gemeinwesenarbeit im Verständnis einer sozialpädagogischen Methode liegen vor allem in der community organization, der Arbeit in großstädtischen Elendsquartieren. Trotz der vergleichsweise lange zurückreichenden Tradition wurde die Gemeinwesenarbeit erst 1960 als eigenes Ausbildungsgebiet der Sozialen Arbeit in Deutschland diskutiert; seit 1963 wurde sie in den USA und Kanada in den Kanon der etablierten Handlungsansätze der Sozialen Arbeit aufgenommen. (Vgl. Oelschlägel 2000, S. 259; in: Stimmer 2006, S. 209)

Über die Gemeinwesenarbeit wird eine Erweiterung der individualisierenden Problemanalyse sowie der Interventionen zur Problemlösung entwickelt. Gesellschaftliche Strukturen, die in der Sozialen Einzelhilfe und in der Sozialen Gruppenarbeit nur als Randbedingung bedacht wurden, rücken ins Blickfeld der Professionellen. Allen Varianten der Gemeinwesenarbeit ist gemeinsam, dass sie, angestoßen durch die gesellschaftlichen Verhältnisse ihrer Zeit – etwa 1884 (Samuel Barnett im Londoner Elendsquartier) / 1889 (Jane Addams in Chicago) – aus humanitären, religiösen und sozialistischen Motiven heraus entstanden, um unterprivilegierte Bevölkerungsgruppen zu unterstützen und bei der Um- oder Neugestaltung ihrer Lebensbedingungen aktiv zu begleiten. Die Merkmale z.B. der Settlementidee werden als Vorläufer der Gemeinwesenarbeit betrachtet: die konsequente Quartiersorientierung, die Errichtung von Gemeinwesenzentren (Volkshäuser), die Aktivierung der Nachbarschaft und der Versuch einer theoretischen Klärung der stadtteilorientierten Arbeit.

In der amerikanischen Tradition werden zwei Ansätze unterschieden:

- einerseits „community organization“ als der Ansatz, Elendsviertel human umzugestalten und die Infrastruktur in Großstadtzentren zu verbessern (Konfliktvermeidung über Ressourcenförderung) und
- andererseits „community development“ als der Ansatz, beim Entstehen neuer Stadtteile Professionelle der Sozialen Arbeit von vornherein als kompetente Mitgründer zu beteiligen und die Besiedlung neuer Gebiete z.B. des Mittleren Westens der USA erwachsenenpädagogisch mittels landwirtschaftlicher Hochschulen zu fördern (Aufbau gesundheitsfördernder Lebenswelten).

Die „Entdeckung der Gesellschaft“ in der Methodendiskussion, die als mindestens ebenso fundamental bezeichnet werden muss wie die „Entdeckung der Gruppe“ durch die Soziale Gruppenarbeit, führte dazu, dass Anfang der 80er Jahre nicht mehr von Gemeinwesenarbeit als dritter Methode der Sozialen Arbeit gesprochen wurde, sondern vielmehr von Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip der gesamten Sozialen Arbeit – womit „eine zu entfaltende Grundorientierung, Haltung, Sichtweise professionellen Handelns, eine grundsätzliche Herangehensweise an soziale Probleme“ gemeint ist. (Oelschlägel 1985a, S. 16; in: Galuske 2001, S. 108)

Gemeinwesenarbeit wird daher gegenwärtig als eine „Grundorientierung, Sichtweise, Herangehensweise an soziale Probleme“ verstanden (Oelschlägel 2000, S. 261; in: Stimmer 2006, S. 86), in die andere Methoden (Empowerment, Netzwerkarbeit, systemische Arbeit, Casemanagement) und viele unterschiedliche Verfahren und Techniken integrierbar sind.

Ende der 70er und in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts verlor die Gemeinwesenarbeit aus verschiedenen Gründen an Bedeutung. Sie verfügte über keine ausreichende Lobby in Jugendhilfe und Stadtentwicklung, sie entfaltete wenig Wirkung

innerhalb der Institutionen und etablierte sich nicht dauerhaft in der Struktur gesetzlicher Regelungen. (Hinte 2005, S. 537 – 539) Die stadtteilbezogene Soziale Arbeit nahm in den 80er Jahren einige Diskussionslinien und Erkenntnisse aus der Gemeinwesenarbeit auf – z.B. die Organisation individueller und kollektiver Betroffenheit, Parteilichkeit für unter den Folgen repressiver Sozialpolitik leidender Gruppen und Aktivierung statt Betreuung – und präzisierte, ergänzte, erweiterte diese Prinzipien und stellte sie in den Bezugsrahmen institutioneller Sozialer Arbeit (ebenda, S. 539 f).

Bis Anfang der 80er Jahre lassen sich 4 Konzepte der Gemeinwesenarbeit unterscheiden:

1. Wohlfahrtsstaatliche Gemeinwesenarbeit
2. Integrative Gemeinwesenarbeit
3. Aggressive Gemeinwesenarbeit
4. Katalytische/ aktivierende Gemeinwesenarbeit

Merkmale von Gemeinwesenarbeit – Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip

- Das Ziel der Gemeinwesenarbeit ist die Aktivierung der Bevölkerung innerhalb eines Gemeinwesens und die Nutzung der Ressource Gemeinschaft zur Bearbeitung sozialer Problemlagen.
- Gemeinwesenarbeit wendet sich tendenziell gegen eine Individualisierung sozialer Probleme und nimmt diese aus einer gesellschaftlichen Perspektive wahr.
- Gemeinwesenarbeit hat den Fokus ihrer Tätigkeit nicht in einem Individuum bzw. einer Kleingruppe, sondern in einem großflächigen sozialen Netzwerk, das territorial (Stadtteil, Nachbarschaft, Gemeinde, Wohnblock, Straßenzug), kategorial (konkrete ethnisch, geschlechtsspezifisch, altersbedingt bestimmbare Bevölkerungsgruppen) und/ oder funktional (im Hinblick auf bestimmte Problemlagen wie Wohnen, Bildung, Arbeit, Gesundheit etc.) abgrenzbar ist.
- Der Ausgangspunkt von Gemeinwesenarbeit liegt meistens in sozialen Konflikten bzw. sozialen Problemen innerhalb eines sozialen Netzwerkes.
- Gemeinwesenarbeit ist trägerübergreifend, d.h. sie ist an einer Koordination von und Kooperation mit verschiedenen Anbietern sozialer Dienstleistungen innerhalb eines Gemeinwesens orientiert.
- Gemeinwesenarbeit ist methodenintegrativ, d.h. sie umfasst immer auch notwendig Formen der Gruppenarbeit und der Einzelhilfe sowie neue Handlungsformen der Sozialen Arbeit.
- Gemeinwesenarbeit umfasst notwendig auch Qualifizierungs- und Bildungsprozesse, die die Menschen über das vorhandene Maß hinaus befähigt, ihre Probleme selbst in die Hand zu nehmen.
- In der Gemeinwesenarbeit befördern Angehörige sozialer Berufe mittels gezielter Anregung, Unterstützung, Beratung, Koordination usw. den Prozess der Aktivierung. (Galuske 2001, S. 99 – 101)

„GWA als Arbeitsprinzip professioneller Sozialarbeit/ Sozialpädagogik will die Individuen und Gruppen eines räumlich-historisch erkennbaren Gemeinwesens unterstützen, in einen selbständigen Entwicklungsprozess einzusteigen, damit sie zunehmend in die Lage versetzt werden ... auf Strukturen Einfluss zu nehmen, die das Gemeinwesen bedingen, entstehende Entfremdung und ihre Folgeprobleme tendenziell aufheben zu können (und) die durch gesellschaftliche Prozesse gestörten Mensch-Mensch- und Mensch-Umwelt-Beziehungen ...

exemplarisch verbessern zu lernen" (Boulet, Krauss, Oelschlägel 1980, S. 290; in: Müller 2004, S. 31) Grundsätzliche Arbeitsprinzipien der GWA sind sozialräumliche Lebensweltorientierung, Methodenintegration, Ganzheitlichkeit und Aktivierung von Bewohnern (Oelschlägel 2000, S. 585; in: Hinte 2005, S. 536).

Heutige Gemeinwesenarbeit ist nur als netzwerkorientierte Gemeinwesenarbeit sinnvoll und vorstellbar. Zentrales Kennzeichen ist die Intermediarität, die Vermittlungsposition zwischen Lebenswelten und Institutionen, zwischen primären Netzwerken mit ihren begrenzten Ressourcen und den sekundären Netzwerken mit ihren Angeboten. (Galuske 2001, S. 101 – 104; Stimmer 2006, S. 86 f)

Phasierung des Hilfeprozesses und Rollenanforderungen der Fachkräfte

„Gemeinwesenarbeit ist eine Interventionsmethode, um Individuen, Gruppen und Organisationen in einer geplanten Aktion zur Beeinflussung sozialer Probleme zu engagieren. (...) Sie beinhaltet zwei miteinander verbundene Hauptprozesse:

- Planen (d.h., Problembereiche zu identifizieren, Ursachen zu diagnostizieren und Lösungen zu formulieren) und
- Organisieren (d.h., die Mitwirkenden zu trainieren und die für eine erfolgreiche Aktion erforderliche Strategie zu entwickeln).“ (Ritscher 2002, S. 218)

Carter (1966) unterscheidet in durchaus beabsichtigter Nähe zu den Modellen der Einzelhilfe und Gruppenarbeit zwischen folgenden Phasen:

1. Erkundungsphase: Ist das vorgesehene Planungs-Problem durchführbar?
2. Diagnostische Phase: Wie ist das Problem zu spezifizieren und mit welchen Wegen und Mitteln könnte es in Angriff genommen werden?
3. Planung: Eingehendes Studium des Problems mit allen dazugehörigen Aspekten; Sammlung von Fakten und Meinungen, Erstellen von Plänen und Empfehlungen
4. Aktion: Realisierung der Pläne.

Der Gemeinwesenarbeiter/ die Gemeinwesenarbeiterin hat folgende Rollen inne:

- Leiter/in
- Befähiger/in
- Sachverständige/r
- Sozialtherapeut/in

Gemeinwesenarbeiterinnen/ Gemeinwesenarbeiter sind Gratwanderer zwischen Autonomie-Gewähren und Unterstützung/ Intervention sowie Katalysator für die „Selbsteilungskräfte“ des Gemeinwesens.

(Ross 1968, S. 180 f; in: Galuske 2001, S. 105 f)

Sozialraumorientierte Soziale Arbeit

Der Begriff Sozialraum wird im doppelten Sinn verstanden. „Zum einen wird der Sozialraum definiert durch die Individuen selbst ... Je nach Alter, Lebensphase, Interessen usw. werden höchst individuell Sozialräume definiert. Dennoch gibt es Überlappungen, an denen sich zahlreiche individuelle Sozialräume überschneiden ...: Stadtteile, Straßen, Dörfer, Bezirke. Dort bilden sich sozialräumlich identifizierbar Interessen, Problemlagen und Ausdrucksformen von Alltagskultur ab ... Zum anderen wird der Sozialraum als Steuerungsgröße verstanden, definiert von Institutionen, die dort Personal und Geldströme konzentrieren ... Er kann integrierendes räumliches Element für eine Vielzahl kommunalpolitischer Sektoren sein und als Kristallisationspunkt gegen übermäßige Zentralisierung und Lebensferne dienen“ (Hinte 2005, S. 540).

Sozialraumorientierte Ansätze Sozialer Arbeit haben ihre Wurzeln in der klassischen Gemeinwesenarbeit, wenngleich sie sich hinsichtlich ihrer Methoden und Verfahren weiterentwickelt haben. Sozialräumliche Soziale Arbeit zielt ebenso wie die klassische Gemeinwesenarbeit auf die Verbesserung der Lebensbedingungen für die Menschen eines Sozialraums. Es geht einerseits darum, lebensweltorientiert die Kompetenzen und Ressourcen der betreffenden Menschen eines Quartiers zu aktivieren und andererseits die erforderlichen ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen zu schaffen, welche die Grundlagen darstellen für eine eigenständige Lebensgestaltung und Problembearbeitung.

Sozialraumorientierte Soziale Arbeit integriert neben den traditionellen Methoden wie der Sozialen Einzelhilfe und der Sozialen Gruppenarbeit alle methodischen Weiterentwicklungen Sozialer Arbeit in ihre Situationsanalyse und Handlungsplanung. Z.B. werden die Kultur- und Bildungsarbeit sowie ökonomische und ökologische Arbeitsansätze einbezogen. Innerhalb des Quartiermanagements wird auf kommunaler Ebene bürgerschaftliches Engagement gefördert. Aktivierende Konzepte der Stadtentwicklung beinhalten Formen der Beteiligung von Bürgerinnen/ Bürgern, die durch Verfahren wie Stadtteil-Workshops und BürgerInnenversammlungen umgesetzt werden. „Stadtteilbezogene Arbeit in der Tradition der GWA bezeichnet einen projekt- und themenspezifischen Prozess einer (in der Regel) mehrjährigen Aktivierung der Wohnbevölkerung, der zwar einzelne Leuchtturm-Projekte nicht ausschließt, sich jedoch vornehmlich über eine Vielzahl von Aktivierungsaktionen darauf richtet, anhand direkt geäußelter und durchaus häufig wechselnder Interessen der Wohnbevölkerung gleichsam eine „Grundmobilisierung“ eines Wohnquartiers zu bewirken, die dann den Humus für größere Einzelprojekte darstellt“ (Hinte 2005, S. 544).

Neben der geografischen Ausrichtung beinhaltet ein sozialraumorientierter Ansatz folgende methodische Blickrichtungen und Prinzipien:

- Orientierung an den geäußerten Interessen der Bewohnerinnen/ Bewohner. Es wird an dem Willen bzw. der Betroffenheit einzelner Menschen oder Gruppen angesetzt.
- Unterstützung von Selbsthilfeaktivitäten und Eigeninitiative. Ausgangspunkt ist das gemeinsame Nachdenken darüber, was Menschen eines Wohnquartiers selbst zur Verbesserung ihrer Situation tun können; erst zu einem späteren Zeitpunkt werden betreuende und programmorientierte Angebote unterbreitet. Die Selbstorganisation und die Entwicklung von Selbsthilfekräften dieser Menschen werden initiiert und gefördert.
- Nutzung von Ressourcen. Potentielle Ressourcen werden erschlossen und vorhandene Ressourcen werden eingesetzt, und zwar bezogen auf einerseits individuelle Stärken und Fähigkeiten von Menschen (statt auf ihre Defizite), andererseits auf Ressourcen des Sozialraumes wie vorhandene Räume, Nachbarschaften, Plätze u.a. Infrastruktur, die wiederum durch Vernetzung aktiviert werden.
- Zielgruppenübergreifender Ansatz. Es werden Aktivitäten gewählt, an denen sich möglichst viele Bürgerinnen/ Bürger beteiligen können. Zielgruppenspezifische Aktionen sind nicht ausgeschlossen, sondern geschehen in einem Kontext von Aktivitäten, die nicht stigmatisierend eine bestimmte Zielgruppe definieren.
- Bereichsübergreifender Ansatz. Sozialraumorientierte Soziale Arbeit nutzt die Kompetenzen anderer Sektoren und ergänzt sie aus ihrer fachlichen Kompetenz heraus. Konkrete Projekte werden unterstützt und dabei verschiedene gesellschaftliche Systemebenen miteinander vernetzt.
- Kooperation und Koordination der sozialen Dienste. Über Vernetzung im Wohnquartier treffen Fachleute aus verschiedenen Bereichen Absprachen und entwickeln gemeinsam Projekte. Lokale Organisationen werden geschaffen und miteinander vernetzt.

(Vgl. Hinte 2005, S. 540 – 542)

Techniken und Verfahren

Die in der Gemeinwesenarbeit verfolgten Strategien können personbezogen, quartiersbezogen, organisationsbezogen, medial bzw. politikbezogen sein und werden miteinander kombiniert. Ein solcher multiperspektivischer Ansatz setzt Teamarbeit voraus und zielt häufig auf eine für die Betroffenenbeteiligung offene Kommunalpolitik. „Nicht auf verschiedene Standorte und unterschiedliche Träger verteilte spezialisierte Dienste, sondern in Sozialzentren zusammengefasste bürgernahe Teams können auf die Lebenswelt der Menschen bezogene Dienstleistungen erbringen und sich mit bürgerschaftlichem Engagement verbünden.“ (Ritscher 2002, S. 220)

Die verschiedenen Verfahren der Gemeinwesenarbeit lassen sich untergliedern in:

1. Verfahren der Kontaktaufnahme, da die Gemeinwesenarbeiter sich Zugang zum Feld und zur Zielgruppe beschaffen
2. Verfahren der Feldforschung, z.B. Methoden der Informationsgewinnung wie soziometrische Verfahren, teilnehmende Beobachtung, Interviews, Ausschussarbeit, um Fakten/ Daten, die Meinungen der Bewohner, das emotionale Klima, Mehrheiten und Minderheiten sowie potentielle Interessen zu ermitteln
3. Verfahren der Meinungsbildung innerhalb von Gruppen, um die Beteiligung der Bürgerinnen/ Bürger an Veränderungen zu erhöhen, z.B. Verfahren der Sozialen Gruppenarbeit wie Gruppendiskussion, Motivation, Programmgestaltung, Moderation und Verfahren der politischen Partizipation wie Raumplanung, Berichterstattung und Ausschussarbeit
4. Verfahren politischer Einflussnahme im öffentlichen Raum wie Öffentlichkeitsarbeit, Aktionen des zivilen Ungehorsams, schriftliche Stellungnahmen, Demonstrationen und Boykott

(Vgl. Galuske 2001, S. 106 f)

Als nicht mehr hintergehbare Ertrag der Integration der Gemeinwesenarbeit in die Palette sozialpädagogischer Methoden bleibt die Erweiterung des „sozialpädagogischen Blicks“ um die sozialräumliche Dimension als Referenzpunkt für Problemanalyse und Intervention/ Handeln. Die wichtige Erweiterung des „sozialpädagogischen Blicks“ gründet auf der grundlegenden Botschaft der Gemeinwesenarbeit, dass soziale Probleme nur in ihrem sozialen Kontext thematisiert und methodisch angegangen werden können und müssen. (Vgl. „Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip“; in: Boulet, Krauss, Oelschlägel 1980; „Sozialarbeit als Aspekt kommunaler Sozialpolitik“; in: Peters 1983; „Sozialraumorientierung“; in: Hinte 1992; „Empowerment“; in: Stark 1996). (in: Galuske 2001, S. 107 f)

Die Prinzipien der Gemeinwesenarbeit, nämlich Klientinnen/ Klienten in ihren sozialräumlichen Bezügen mit ihren Ressourcen und Problemen zu sehen, haben sich im Gesamtbereich sozialer Berufe ausgedehnt. Dass methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit gesellschaftstheoretisch aufgeklärt sein kann und sich dementsprechend stärker auf die Veränderung von Situationen und nicht Personen richtet (Meinhold 1982), ist ein wesentlicher Ertrag der Integration gemeinwesenorientierter Ansätze in das Methodenarsenal der Sozialen Arbeit.

Literatur:

Boulet, J./ Krauss, J./ Oelschlägel, D.: Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip. Eine Grundlegung. Bielefeld 1980

Carter, G.W.: Soziale Gemeinwesenarbeit (Social Community Organization). In: Friedländer, W.A./ Pfaffenberger, H. (Hrsg.): Grundbegriffe und Methoden der Sozialarbeit. Neuwied, Berlin 1966, S. 205 – 283

Galuske, M.: Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim, München 2001 ³

Heiner, M. u.a.: Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Freiburg i.B. 1996 ³

Hinte, W.: Von der Gemeinwesenarbeit zur stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit – oder: die Entpädagogisierung einer Methode. In: Brennpunkte Sozialer Arbeit, Themenheft Gemeinwesenarbeit. Frankfurt am Main 1985, S. 23 – 42

Hinte, W.: Von der Stadtteilarbeit zum Stadtteilmanagement. Sozialraumorientierung als methodisches Prinzip sozialer Arbeit. In: Blätter der Wohlfahrtspflege, 5/ 1992, S. 119 – 122

Hinte, W./ Lüttringhaus, M./ Oelschlägel, D.: Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Münster 2001

Hinte, W.: Von der Gemeinwesenarbeit über die Stadtteilarbeit zum Quartiersmanagement. In: Thole, W. (Hrsg.) Grundriss Sozialer Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Wiesbaden 2005 ², S. 535 – 548

Kleve, H. Sozialraumorientierung. Systemische Begründung für ein klassisches und innovatives Konzept der Sozialen Arbeit. In: Sozialmagazin Jg. 21/ Heft 3

Meinhold, M.: „Wir behandeln Situationen – nicht Personen“. Über Möglichkeiten, situationsbezogene Verfahren anzuwenden am Beispiel des Familienzentrums Melbourne. In: Müller, S. (Hrsg.): Handlungskompetenz in der Sozialarbeit/ Sozialpädagogik, Bd. 1, Interventionsmuster und Praxisanalysen. Bielefeld 1982, S. 165 – 184

Meinhold, M.: Ein Rahmenmodell zum methodischen Handeln. In: Heiner, M. u.a. (Hrsg.): Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Freiburg i.B. 1994, S. 184 – 201

Müller, C.W.: Wie Helfen zum Beruf wurde. Eine Methoden-Geschichte der Sozialarbeit. Bd. 2. Weinheim, Basel 1988

Müller, C. W.: Von der Methode zum Prinzip. In: Odierna, S./ Berendt, U. (Hrsg.): Gemeinwesenarbeit. Neu-Ulm 2004, S. 29 – 32

Oelschlägel, D.: Strategiediskussion in der Sozialen Arbeit und das Arbeitsprinzip Gemeinwesenarbeit. In: Brennpunkte Sozialer Arbeit, Themenheft Gemeinwesenarbeit. Frankfurt a.M. 1985, S. 7 – 22

Oelschlägel, D.: Gemeinwesenarbeit. In: Stimmer, F. (Hrsg.): Lexikon der Sozialpädagogik und der Sozialarbeit. München 2000a ⁴, S. 258 – 264

Oelschlägel, D.: Kritischer Rückblick auf die Gemeinwesenarbeit (GWA) in der Bundesrepublik Deutschland. In: Zeitschrift für Sozialreform, Heft 7, 46. Jg. 2000, S. 583 – 592

Ritscher, W.: Systemische Modelle für die Soziale Arbeit. Heidelberg 2002

Ross, M.: Gemeinwesenarbeit. Theorie, Prinzipien, Praxis. Freiburg i.B. 1968

Stark, W.: Empowerment. Neue Handlungskompetenzen in der psychosozialen Praxis. Freiburg i.B. 1996

Stimmer, F.: Grundlagen des Methodischen Handelns in der Sozialen Arbeit. Stuttgart 2006

Thiersch, H.: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Weinheim 1992

Wendt, W. R.: Gemeinwesenarbeit. Ein Kapitel zu ihrer Entwicklung und zu ihrem gegenwärtigen Stand. In: Ebbe, K./ Friese, P.: Milieuarbeit: Grundlagen präventiver Sozialarbeit im lokalen Gemeinwesen. Stuttgart 1989, S. 1 – 34

3.2 Soziale Netzwerkarbeit

Unter sozialen Netzwerken ist das Eingebundensein der Menschen in soziale Beziehungen und Bindungen zu verstehen, wodurch Menschen in die Gesellschaft integriert werden und wodurch ihnen in alltäglichen Interaktionen soziale Erwartungen, Bestätigung, immaterielle und materielle Unterstützung u.a. in Krisensituationen, soziale Kontakte usw. übermittelt werden.

Soziale Netzwerkarbeit stellt den Versuch dar, ein systematisches Unterstützungsinstrument zu entwickeln, das die sozialen Bezüge von Menschen zum Fokus der sozialarbeiterischen Intervention werden lässt. Soziale Netzwerkarbeit zielt darauf ab, entweder nicht hinreichende oder brüchige Netzwerke von Klienten zu stabilisieren und auszubauen bzw. innerhalb der Netzwerke vorhandene Potentiale zu identifizieren und zu nutzen.

Soziale Netzwerkarbeit zielt mittels der „Analyse, Nutzung, Gestaltung und Ausweitung des Beziehungsgeflechts der Klienten zu Personen, Gruppen und Institutionen auf eine Optimierung ihrer Unterstützungsnetzwerke und damit auf die Stärkung ihrer Selbsthilfepotentiale“ ab und bedient sich zu diesem Zweck unterschiedlichster Techniken der Analyse und Einflussnahme auf Klientennetzwerke (Galuske 2001, S. 279).

Soziale Netzwerkarbeit bewegt sich in den lebensweltlichen Bezügen der Klienten und gilt somit als lebensweltnahe methodische Herangehensweise in der Sozialen Arbeit. Vor diesem Hintergrund muss die soziale Netzwerkarbeit in besonderer Weise die Hilfe-Kontroll-Problematik bedenken.

Soziale Netzwerkarbeit ist bislang vor allem in Bereichen der Altenarbeit, der Familienarbeit, der Arbeit mit Erwerbslosen, der Gesundheitsförderung und der Krankenhaussozialarbeit sowie in gemeinwesenorientierten Arbeitsfeldern verbreitet. (Nowak 1980; in: Galuske 2001, S. 279)

In der Netzwerkforschung werden vor allem drei Typen von Netzwerken unterschieden:

1. Primäre oder mikrosoziale Netzwerke:

Familien als engstes und dichtestes Netzwerk sowie das verwandtschaftliche Netzwerk als über die Kernfamilie hinaus gehende familiäre Beziehungen; ferner nachbarschaftliche und freundschaftliche Beziehungen und Beziehungen zu Kolleginnen/ Kollegen (face-to-face-Beziehungen bzw. direkte persönliche Kontakte).

2. Sekundäre oder makrosoziale Netzwerke:

Institutionen im Verständnis notwendiger Begleitung und Unterstützung von Biografien wie z.B. das Bildungssystem, Ämter, Firmen, Freizeiteinrichtungen; Organisationen und Bürokratien des Produktions- und Reproduktionssektors, in die Menschen hineinsozialisiert werden und die ihr Alltagsleben entscheidend prägen (global-gesellschaftliche Netzwerke).

3. Tertiäre oder mesosoziale Netzwerke:

Selbsthilfegruppen, Nichtregierungsorganisationen (NGO) und Beratung: Netzwerke, die zwischen dem privat-persönlichen und dem öffentlichen Sektor angesiedelt sind und die „eigener“ Initiative entstammen wie intermediäre Dienstleistungen.

(Bullinger/ Nowak 1998, S. 70 ff)

Die Qualität der Netzwerkbeziehungen lässt sich durch folgende Kriterien beschreiben:

- Häufigkeit, Dauer und Wechselseitigkeit der Interaktion sowie direkte versus indirekte Verbindungen
- Inhalte der Interaktion wie emotionale Unterstützung, instrumentelle Hilfen, Wertorientierungen
- Qualität der Interaktion wie Intensität, Erreichbarkeit, Verlässlichkeit, Belastbarkeit, Kontrolle und Abhängigkeit
- Strukturmerkmale wie Größe und Dichte des Netzwerks, Clusterbildung
- Funktionen wie emotionaler Rückhalt, Entlastung, Schutz und Modell

Der Haupteffekt sozialer Netzwerke liegt darin, dass sie dem Menschen das Gefühl geben, „sozial eingebettet zu sein und mit der Hilfe anderer rechnen zu können. Das wirkt sich positiv auf die Befindlichkeit der Betroffenen aus“. Häufig wird jedoch vergessen, dass soziale Netzwerke nicht nur positive Folgewirkungen haben, sondern auch Leistungen von seinen Mitgliedern verlangen und Belastungen mit sich bringen, z.B. durch Pflege von Kontakten, gegenseitige Hilfe, soziale Kontrolle. (Galuske 2001, S. 282 f)

Soziale Netzwerke sind in der Regel darauf angelegt, sich auch in sozioökonomischer Hinsicht schichtenhomogen zu reproduzieren; daher entwickeln sich u.a. neuartige „Grundmuster gesellschaftlicher Ungleichheit“: „Je höher der sozioökonomische Status einer Person ist, desto mehr Ressourcen hat sie für die aktive Beziehungsarbeit, desto weniger ist der soziale Möglichkeitsrahmen gespannt, aus dem persönliche Beziehungen realisiert werden können“ (Keupp 1997, S. 579; in: Stimmer 2006, S. 74).

In der sozialen Netzwerkarbeit werden verschiedene Handlungsansätze miteinander verbunden. Je nach präventiver, korrigierender und kompensierender Absicht lassen sich allgemein zwei Schwerpunkte der sozialpädagogischen Arbeit mit sozialen Netzwerken benennen, die ein spezifisches Verfahrens- und Technikrepertoire beinhalten:

a) Netzwerkanalyse

Verfahren der Erhebung und Analyse von Netzwerkstrukturen:

- Verfahren aus dem Psychodrama, z.B. soziales Atom, kulturelles Atom, Soziogramm/ Soziometrie
- Verfahren, die Variationen der psychodramatischen Verfahren darstellen wie Netzwerkkarte/ Netzwerkanalyse und Netzwerkbrett
- Erhebung von Unterstützungsressourcen
- Netzwerk-Ethnografie

b) Netzwerkförderung

Verfahren mit dem Ziel der Erhaltung, Erweiterung, qualitativen Veränderung und Neugestaltung des sozialen Netzwerkes sowie der Stärkung umgebender sozialer Netzwerke:

- Helferkonferenz
- Netzwerk-Konferenz
- Netzwerkberatung
- Selbsthilfeunterstützung
- Unterstützung der Organisation von Bürgerinteressen
- Vernetzung sozialer Dienste
- Moderation

Netzwerkberatung hat die Funktion, Belastungsquellen wahrzunehmen, einzuschätzen und ggf. zu verringern und dafür Hilfequellen zu erschließen. Sie hat folgende Aufgaben: Abbau von personabhängigen Barrieren für soziale Unterstützung; Wahrnehmung negativ wirkender sozialer Netze; Abbau kontextbezogener Unterstützungsbarrieren; Verfügbarmachen von Hilfeleistungen durch sekundäre und tertiäre Netzwerke.

Selbsthilfeunterstützung beinhaltet die Aufgaben der Organisation und Förderung sozialer Unterstützung, der Vernetzung intermediärer Dienstleistungen („Brückenfunktion zwischen Öffentlichkeit“), der Schaffung regionaler Netzwerke und der Organisation überregionaler Netzwerke. (Stimmer 1006, S. 75 f, S. 196 ff)

Moderation ist ein geeignetes Verfahren für die Leitung von Besprechungen, Arbeitsgruppen und Konferenzen mit dem Ziel, die Potentiale der beteiligten Menschen zu fördern und sie gemeinsam sach- oder aufgabenbezogen kooperativ zu nutzen. Von zentraler Bedeutung ist bei der Moderation die Präsentation über das Visualisieren. Verbreitete Medien sind Flipcharts, Pinwände, Overheadfolien und schriftliche Unterlagen/ Handouts. Während der

Moderation erlauben Abfragetechniken eine übersichtliche Dokumentation von Teilnehmerbeiträgen im Arbeitsprozess, z.B. Ein-/ Mehr-Punktabfragen sowie Zuruf- und Kartenabfragen. Weiter kann mit dem so genannten Mind-Mapping gearbeitet werden. (Stimmer 2006, S. 199 f)

Literatur:

Bullinger, H./ Nowak, J.: Soziale Netzwerkarbeit. Eine Einführung. Freiburg i.B. 1998

Galuske, M.: Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim, München 2001 ³

Kardorff, E. v.: Soziale Netzwerke. In: Flick, U. u.a. (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Weinheim 1995 ², S. 402 – 405

Keupp, H./ Röhrle, B. (Hrsg.): Soziale Netzwerke. Frankfurt am Main 1987

Nowak, J.: Soziale Netzwerke. In: Kreft, D./ Mielenz, I. (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit. Weinheim. Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Basel 1996 ⁴, S. 409 f

Ritscher, W.: Systemische Modelle für die Soziale Arbeit. Heidelberg 2002

Stimmer, F.: Grundlagen des Methodischen Handelns in der Sozialen Arbeit. Stuttgart 2006 ²

Straus, F.: Netzwerkarbeit. Die Netzwerkperspektive in der Praxis. In: Textor, Martin (Hrsg.): Hilfen für Familien. Ein Handbuch für psychosoziale Berufe. Frankfurt am Main 1990, S. 496 – 520

3.3 Streetwork/ Straßensozialarbeit

Einführung

„Streetwork bezeichnet eine methodische Vorgehensweise innerhalb verschiedener Praxisfelder der Jugend- und Sozialarbeit. Streetwork ist eine Kontaktform im Sinne aufsuchender Arbeit. StreetworkerInnen arbeiten nicht (nur) in den Räumen einer Institution, sondern begeben sich (auch) in das unmittelbare Lebensumfeld ihrer Zielgruppe, indem sie deren informelle Treffpunkte aufsuchen: Straßenecken, Szenetreffe, Parks, öffentliche Plätze, Ladenpassagen, Fußgängerzonen, Spiel- und Bolzplätze, Schulhöfe, Kneipen, Discos, Spielcenter sowie teilweise auch Privaträume und Wohnungen“ (Gref 1995, S. 13; in: Galuske 2001, S. 271).

Die Begriffe Streetwork, Straßensozialarbeit, aufsuchende Sozialarbeit und mobile Jugendarbeit werden größtenteils synonym verwendet. Die Wurzeln der Methode Streetwork liegen in den USA, wo sie insbesondere im Umfeld der Jugendarbeit mit gefährdeten und sozial randständigen Jugendlichen in den 60er und 70er Jahren entwickelt und seitdem in Deutschland rezipiert wurde. Streetwork hat seit den 80er Jahren einen besonderen Stellenwert im Rahmen der Konzeptdebatte um eine alltags- und lebensweltorientierte Soziale Arbeit.

Für Streetwork werden in der Fachliteratur zwei Problembereiche genannt:

- Streetwork als „Sozialfeuerwehr“
- Streetwork im Spannungsfeld von Hilfe und Kontrolle (Parteilichkeit vs. „Schmuseversion von Ordnungspolitik“)

In der Straßensozialarbeit scheint wie in anderen lebensweltnahen Methoden ein Theoriedefizit immanent zu sein, das ihrer Konsolidierung und fachlichen Weiterentwicklung abträglich ist.

(Galuske 2001, S. 276 ff)

Prinzipien und Merkmale

Streetwork konzentriert sich auf solche Gruppen, die – nicht zuletzt aufgrund ihrer Stigmatisierung – Subkulturen entwickelt haben und die sich institutionellen Zugängen weitgehend verschließen. Zu solchen Zielgruppen von Streetwork gehören:

- Rocker, Jugendgangs, Skins und Punks
- Fußballfans
- aggressive und delinquente Jugendgruppen
- allein stehende Obdachlose
- Stricher und weibliche Prostituierte
- Drogenabhängige
- Straßenkinder

Die Praxis der Straßensozialarbeit ist nach Gref (1995) gekennzeichnet durch folgende gemeinsame konzeptionelle Grundorientierungen:

- Zielgruppenorientierung: Im Zentrum stehen Menschen im Umfeld von Rand- und Risikogruppen. „Streetworkprojekte werden in aller Regel installiert, wenn Jugendliche in der Öffentlichkeit zum Problem werden und alle anderen Hilfsangebote und Sanktionsmöglichkeiten nicht mehr greifen“ (Gref 1995, S. 14; in Galuske 2001, S. 273).
- Versorgungsorientierung: Straßensozialarbeit muss nützlich für den Klienten sein: materielle Ressourcen anbieten wie Essen und Trinken, eine medizinische Versorgung, Handgeld usw. Unterstützung wie Notübernachtungen, Kontaktläden, Einzelhilfen zur Verfügung stellen.

- Beachtung der informellen Strukturen der Szenen und Gruppen: Grundvoraussetzung ist, die gegebenen Szenestrukturen und Gruppenregeln wahrzunehmen und zu respektieren.
- Ganzheitlichkeit des Ansatzes: Streetworker sind meistens „Universalansprechpartner“ für psychosoziale Probleme, Hilfen in Notlagen und Krisensituationen, die Durchsetzung von Rechtsansprüchen, für Schul-, Berufs- und Wohnungsprobleme etc.
- Hilfen zur Lebensbewältigung: Streetwork intendiert zunächst eine Unterstützung der Betroffenen bei ihren eigenen Versuchen zur Bewältigung ihrer spezifischen Lebenslage.
- Street-Life: Straßensozialarbeit findet unter den Rahmenbedingungen der Unmittelbarkeit von Erfahrungen und der Ad-hoc-Kommunikation statt. Streetworker können sich nicht ohne weiteres auf gewohnte Rollen, Arbeits- und Gesprächssituationen zurückziehen. Schnelles, direktes, Situations- und Personen-angemessenes Handeln ist erforderlich.

(Gref 1995, S. 14 – 17; in Galuske 2001, S. 273 f)

Techniken und Verfahren

Es lassen sich fünf Tätigkeitsbereiche für Streetwork spezifizieren:

1. Kontakt- und Beziehungsarbeit in der Szene/ Lebenswelt:
Es werden defensive, indirekte und offensive Formen der Annäherung und der Kontaktaufnahme unterschieden. Wichtig sind die regelmäßige Präsenz in der Szene und die Anpassung der Arbeitszeiten an die Gruppenkultur.
2. Aufbau eines institutionellen Netzes und Arbeit im institutionellen Umfeld:
Vernetzung, Kooperation und Koordination z.B. mit Ämtern, speziellen Beratungsstellen und Projekten, Jugendhäusern, Frauenhäusern, Übernachtungsstellen, Therapieeinrichtungen
3. Zielgruppen-, klienten- und problemlagenbezogenes Handeln:
Allgemeine Sozialberatung, Einzelarbeit (psychosoziale Beratung, Krisenintervention, Begleitung bei Ämtergängen usw.), Gruppenarbeit (Erlebnis- und Freizeitpädagogik), Weitervermittlung (Arbeitsprojekte, Therapievermittlung), Angebot eigener Räumlichkeiten wie Kontaktläden, Präventionsprojekte, Selbsthilfeaktivierung und Selbsthilfeunterstützung.
4. Szeneinteressenvertretung:
Klienteninteressen in Institutionen und in der Öffentlichkeit vertreten: Als „Sprachrohr“ der Szeneinteressen fungieren und quasi „Übersetzungsleistungen“ für Öffentlichkeit und Politik übernehmen, und zwar mittels institutioneller Kontaktarbeit und Öffentlichkeitsarbeit.
5. Institutionelle Innovation:
Identifikation von Versorgungsdefiziten und Initiierung von Veränderungen bestehender bzw. Schaffung neuer (Hilfs-) Angebote; Initiierung von Komplementärangeboten wie materielle und medizinische Grundversorgung, Ausbildungs- und Beschäftigungsangebote.

(Galuske 2001, S. 275 f; Stimmer 2006, S. 89)

Literatur:

Becker, G./ Simon, T. (Hrsg.): Handbuch Aufsuchende Jugend- und Sozialarbeit. Weinheim, München 1995

Galuske, M.: Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim, München 2001 ³

Gref, K.: Was macht Streetwork aus? Inhalte – Methoden – Kompetenzen. In: Becker, G./ Simon, T. (Hrsg.): Handbuch Aufsuchende Jugend- und Sozialarbeit. Theoretische Grundlagen, Arbeitsfelder, Praxishilfen. Weinheim, München 1995, S. 13 - 201995

Keppeler, S.: Grundsätzliche Überlegungen zu Streetwork in der Jugendarbeit und Jugendhilfe. In: Steffan, W. (Hrsg.): Straßensozialarbeit. Eine Methode für heiße Praxisfelder. Weinheim, Basel 1989, S. 16 -30

Ritscher, W.: Systemische Modelle für die Soziale Arbeit. Heidelberg 2002

Steffan, W. (Hrsg.): Straßensozialarbeit. Eine Methode für heiße Praxisfelder. Weinheim, Basel 1989

Stimmer, F.: Grundlagen des Methodischen Handelns in der Sozialen Arbeit. Stuttgart 2006 ₂

3.4 Soziale Gruppenarbeit

Im Unterschied zur Sozialen Einzelhilfe und der Gemeinwesenarbeit entstammt die Soziale Gruppenarbeit aus verschiedenen Traditionen:

- der Jugendbewegung
- der Reformpädagogik
- der Gruppendynamik und
- den Nachbarschaftsheimen/ Settlements

„Ob aus dem Kontext der „Selbsterziehung in der Gruppe“ aus dem pädagogischen Feld der Schule oder aus der frühen Praxis der Sozialen Arbeit: Die Bedeutung der Gruppe als Ort und Medium der Erziehung war bereits frühzeitig bekannt und wurde genutzt. Gleichwohl konnte bis in die 30er Jahre im Feld der Sozialen Arbeit von einer dezidierten Methode der sozialen Gruppenarbeit keine Rede sein. Zwar fanden sich bereits Anfang der 20er Jahre in Amerika erste Kurse für Gruppenpädagogik, die Etablierung der Gruppenarbeit als zweites methodisches Standbein der Sozialen Arbeit traf jedoch auf erhebliche Vorbehalte.“ (Galuske 2001, S. 86)

In Deutschland gewann die soziale Gruppenarbeit erst nach dem zweiten Weltkrieg an Einfluss und Bedeutung, und zwar vor dem Hintergrund der Entnazifizierungs- und Demokratisierungsbestrebungen; z.B. waren hier die Einrichtungen Jugendhof Vlotho, Haus am Rupenhorn in Berlin und das Haus Schwalbach von Bedeutung. Mit Beginn der 70er Jahre traten vermehrt Adaptionen aus dem Bereich der Gruppendynamik und der Gruppentherapie an die Stelle der Sozialen Gruppenarbeit, z.B. Encountergruppen, Trainingsgruppen und TZI-Gruppen. (Ebenda, S. 87)

Klärung des Begriffs Soziale Gruppenarbeit

Nicht zuletzt aufgrund der unterschiedlichen Wurzeln von der Jugendarbeit über die Schulpädagogik bis hin zur Praxistradition der Sozialen Arbeit fällt eine trennscharfe Definition von Sozialer Gruppenarbeit schwer. Oft werden die Begriffe Gruppenarbeit, Gruppenpädagogik und Soziale Gruppenarbeit synonym verwendet.

„Soziale Gruppenarbeit ist eine Methode der Sozialarbeit, die den Einzelnen durch sinnvolle Gruppenerlebnisse hilft, ihre soziale Funktionsfähigkeit zu steigern und ihren persönlichen Problemen, ihren Gruppenproblemen oder den Problemen des öffentlichen Lebens besser gewachsen zu sein.“ (Konopka 1971, S. 35; in: Galuske 2001, S. 89)

Folgende Kennzeichen gelten für die Soziale Gruppenarbeit:

- Die Gruppe ist nicht Selbstzweck, sondern zugleich Ort und Medium der Erziehung. Im Mittelpunkt stehen Wachstum, Reifung, Bildung, Heilung und/ oder Eingliederung des Einzelnen.
- Ein Experte fungiert als Gruppenleitung, die den Gruppenprozess sensibilisiert und technisch geschult im Interesse einer übergreifenden Zielsetzung beeinflusst.
- Die Zielsetzung orientiert sich explizit an (re-) integrativen Bestrebungen: Es geht um soziale Anpassung oder die Steigerung der sozialen Funktionsfähigkeit.

In der Praxis verschiedener Einrichtungen hat sich die Soziale Gruppenarbeit schon von Beginn an etabliert, allerdings ohne als reflektierte und gelehrte Methode Eingang in den Kanon des professionellen Handlungsrepertoires Sozialer Arbeit gefunden zu haben. Die Therapeutisierung der Konzepte Sozialer Gruppenarbeit (Gisela Konopka 1971; Helen Northen 1973) kann als Konzession an die Integration in den Methodenkanon der Sozialen Arbeit interpretiert werden. Das Verständnis von Sozialer Gruppenarbeit ist bis zum heutigen Tag gekennzeichnet durch die Spannbreite zwischen einer zwar auch am Wachstum des Einzelnen interessierten, gleichwohl nicht defizitorientierten pädagogischen Arbeit mit Gruppen im Kontext von Jugendarbeit, Freizeitpädagogik, Erwachsenenbildung und Stadtteilarbeit auf der einen Seite, und einer auf der anderen Seite explizit „heilenden“,

fürsorgerischen Hilfen für benachteiligte, desintegrierte, hilfsbedürftige Individuen, welche die Gruppe als Ort und Medium der Hilfe und Unterstützung erleben. (Galuske 2001, S. 94)

Aus anthropologischer Sicht ist wichtig festzuhalten, dass der Mensch ein Gruppenwesen ist, d.h. von Gruppen stärker geprägt wird als von Einzelpersonen – mit Ausnahme vielleicht der pränatalen und ersten postnatalen Mutter-Kind-Beziehung – und ohne Bindungen an Gruppen nicht überlebensfähig wäre. „Die hohe Bedeutung von Gruppen für die Identitätsbildung, für eine flexiblere Gestaltung eingefahrener Rollenmuster, für die Veränderung von rigiden Sichtweisen, für die emotionale und soziale Unterstützung, für Sozialisations- und (Um-) Lernprozesse, für das Bestätigen anderer und das Bestätigtwerden durch andere, für den Aufbau und die Aufrechterhaltung von Beziehungen usw. wird im Rahmen der Sozialen Gruppenarbeit professionell ausgestaltet.“ (Stimmer 2006, S. 206)

Der Stellenwert Sozialer Gruppenarbeit liegt in ihren Wirkungen:

- Steigerung der Effektivität, weil gleichzeitig mehrere Personen erreicht werden
 - geringere Gefahr der Abhängigkeit von Klienten von einer professionellen Kraft
 - persönliche Entlastung durch die Erfahrung, dass auch andere Gruppenmitglieder Themen, Aufgaben und Probleme haben
 - lebendiges Lernen im Austausch mit anderen Gruppenmitgliedern
 - Erleben unterschiedlicher Führungsstile
- (Ebenda)

Grundlegende Prinzipien der Sozialen Gruppenarbeit

Zum basalen Handwerkszeug der Gruppenleitung gehört ein breites Wissen um die Ergebnisse der Kleingruppenforschung, z.B. der Entwicklungsphasen und Strukturierung von Kleingruppen, Untergruppen, Positionen und Rollen innerhalb von Gruppen, Außenseitern und informellen Leitern etc. (Konopka 1971, S. 77; in: Galuske 2001, S. 91)

Als grundlegende *pädagogische Prinzipien* der Sozialen Gruppenarbeit gelten:

- Individualisieren, d.h. die Unterschiedlichkeit der Gruppenmitglieder anerkennen
- mit der Stärke eines jeden Einzelnen arbeiten
- da anfangen, wo die Gruppe steht, und sich mit ihr in ihrem Tempo bewegen
- erzieherisch notwendige Grenzen setzen
- Zusammenarbeit mehr als Einzelwettbewerb fördern
- weitestgehende Partizipation bzw. Mitgestaltung unterstützen
- Orientierung an der Dynamik der konkreten Lehr-Lernsituation (z.B. Anfang/ Schluss)
- Hilfen durch Programmgestaltung, d.h. Angebote der Auseinandersetzung mit Inhalten und Themen unterbreiten

(Buchka 1994; in: Badry u.a. 1994, S. 202 f; Geissler/ Hege 1995, S. 189 f)

Als *didaktische Grundprinzipien* gelten:

- Prinzip des Situationsbezugs – Bezüge zur aktuellen Situation herstellen
- Handlungsorientierung – Möglichkeiten zur Bewältigung von Situationen aufzeigen
- Wissenschaftsorientierung – wissenschaftliche Erkenntnisse bereitstellen
- Prinzip des Exemplarischen – wegen denk-, lern- und zeitökonomischer Gründe
- Prinzip der Strukturierung/ „roter Faden“ – Situationen, Wissen und Exemplarisches in seiner Struktur transparent machen
- Grundhaltung der Wertschätzung in der Gruppenleitung und Gesprächsführung ausdrücken

(Buchka 1994; in: Badry u.a. 1994, S. 185)

Aus der Kleingruppenforschung (Bernstein/ Lowy 1969, S. 96 ff) ist folgendes *Modell der Gruppenentwicklungsphasen* anerkannt:

1. Voranschluss und Orientierung
2. Machtkampf und Kontrolle
3. Vertrautheit und Intimität
4. Differenzierung
5. Trennung und Ablösung

Die Interventionen der Gruppenpädagogen müssen jeweils auf diese fünf Phasen abgestimmt sein. (Buchka 1994, S. 203-207 f; in: Badry u.a. 1994)

Ein weiteres wichtiges Gruppen-Modell ist die *Themenzentrierte Interaktion* (Ruth C. Cohn 1975).

In dieser Methode wird die humanistische Grundhaltung in so genannten Axiomen formuliert, die als ethische Fundierung verstanden wird. Als grundlegend gelten drei Axiome:

1. Der Mensch ist eine psycho-biologische Einheit. Er ist auch Teil des Universums. Er ist darum autonom und interdependent. Autonomie (Eigenständigkeit) wächst mit dem Bewusstsein der Interdependenz (Allverbundenheit).
2. Ehrfurcht gebührt allem Lebendigen und seinem Wachstum. Respekt vor dem Wachstum bedingt wertende Entscheidungen. Das Humane ist wertvoll; Inhumanes ist wertbedrohend.
3. Freie Entscheidung geschieht innerhalb bedingender innerer und äußerer Grenzen. Erweiterung dieser Grenzen ist möglich. (Cohn 1975, S. 120)

Für die Arbeit in Gruppen sind in der TZI drei Faktoren zu berücksichtigen, die bildlich die Eckpunkte eines Dreiecks darstellen:

1. Das Ich, die Persönlichkeit,
2. Das Wir, die Gruppe und
3. Das Es, das Thema.

Umgeben ist dieses Dreieck vom so genannten Globe, der Umgebung.

Die Grundannahme der TZI ist, dass alle Faktoren – also das Ich, das Wir, das Thema und die Umgebung – prinzipiell den gleichen Stellenwert haben. Daher gilt es in der Sozialen Gruppenarbeit, ein dynamisches Gleichgewicht, eine Balance zwischen diesen Variablen herzustellen.

Zur praktischen Umsetzung dieses Modells sind Postulate und Hilfsregeln formuliert worden, z.B. „Sei dein eigener Chairman“ und „Beachte Hindernisse auf deinem Weg, deine eigenen und die von anderen. Störungen haben Vorrang (ohne ihre Lösung wird Wachstum erschwert oder verhindert.“ (Galuske 2001, S. 253 – 261; Klein 1998; Langmaack 1996)

Die gruppeneigene „Führung“ handelt vorwiegend aus einer intuitiven, sich der eigenen Handlungen kaum bewussten Aktivität, während der professionelle Gruppenpädagoge mit pädagogisch-psychologischem Wissen ausgerüstet ist und in geübter Selbstkontrolle die Gruppe leitet. Eine besondere Bedeutung erhalten seit den 50er und 60er Jahren die Erkenntnisse Kurt Lewins (1953, 1963) zum Führungsstil eines Gruppenleiters, nämlich die Auswirkungen eines autokratischen, demokratischen und „laissez-faire“ Leitungsstils.

Techniken und Verfahren

Innerhalb der Gruppenpädagogik wurden teils durch Rückgriff auf gruppendynamische Verfahren eine Vielzahl von Techniken und Verfahren entwickelt:

- soziometrische Verfahren (Moreno 1954) zur Analyse von Interaktionsstrukturen innerhalb einer Kleingruppe

- Techniken der Gesprächsmotivierung und -strukturierung sowie der Gesprächsleitung in Gruppen wie etwa Brainstorming, Methode 66 in der Kleingruppenarbeit, Fishbowl, aber auch Referate, Podiumsgespräche, Expertenbefragung
- Techniken der Selbst- und Fremdwahrnehmung innerhalb von Kleingruppen, z.B. das Rollenspiel und Feedback-Übungen
- Interaktionsübungen und musische sowie gestalterische Anregungen
- Anleitungen und Dokumentationen von Entwicklungen innerhalb der Kleingruppe, Handouts zur Vorbereitung von Programmen und Diskussionen

Die Unterschiede zwischen der Gruppenarbeit in einem Jugendverband oder einem Stadtteilzentrum einerseits und der sozialpädagogischen Arbeit mit einer Gruppe straffälliger Jugendlicher oder Drogenabhängiger andererseits können hinsichtlich Konzept, Methode und Techniken durchaus erheblich sein.

(Galuske 2001, S. 93- 95)

Literatur:

Antons, K.: Praxis der Gruppendynamik. Übungen und Techniken. Göttingen, Toronto, Zürich 1976 ⁴

Belz, H./ Muthmann, C.: Trainingskurse mit Randgruppen. Freiburg 1985

Bernstein, S./ Lowy, L.: Untersuchungen zur sozialen Gruppenarbeit in Theorie und Praxis. Freiburg 1969/ 1971 ²

Bernstein, S./ Lowy, L.: Neue Untersuchungen zur sozialen Gruppenarbeit in Theorie und Praxis. Freiburg 1978 ²

Buchka, M.: Grundformen sozialpädagogischen Handelns. In: Badry, E./ Buchka, M./ Knapp, R. (Hrsg.): Pädagogik. Grundlagen und Arbeitsfelder. Neuwied, Krefeld, Berlin 1994 ², S. 199 – 233.

Cohn, R.C.: Von der Psychoanalyse zur Themenzentrierten Interaktion. Stuttgart 1975

Galuske, M.: Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim, München 2001 ³

Gamber, P.: Ideen finden, Probleme lösen. Methoden, Tips und Übungen für einzelne und Gruppen. Weinheim, Basel 1996

Gäde, E.-G./Listing, Th.: Gruppen erfolgreich leiten. Empfehlungen für die Zusammenarbeit mit Erwachsenen. Mainz 1997 ⁴

Geissler, K. A.: Anfangssituationen. Was man tun und besser lassen sollte. Weinheim, Basel 1993 ⁵

Geissler, K. A.: Schlusssituationen. Die Suche nach dem guten Ende. Weinheim, Basel 1992

Geissler, K./ Hege, M.: Konzepte sozialpädagogischen Handelns. Ein Leitfaden für soziale Berufe. Weinheim, Basel 1995 ⁷

- Gudjons, H.: Spielbuch Interaktionserziehung. 180 Spiele und Übungen zum Gruppentraining in Schule, Jugendarbeit und Erwachsenenbildung. Bad Heilbrunn 1987³
- Helmer, K.: Praxis Jugendarbeit. In: Badry, E./ Buchka, M./ Knapp, R. (Hrsg.): Pädagogik. Grundlagen und Arbeitsfelder. Neuwied, Kriftel, Berlin 1994², S. 265 – 275
- Kirsten, R. E./ Müller-Schwarz, J.: Gruppentraining. Ein Übungsbuch mit 59 Psycho-Spielen, Trainingsaufgaben und Tests. Reinbek 1998
- Klein, I.: Gruppenleiten ohne Angst. Ein Handbuch für Gruppenleiter. München 1998⁷
- Klein, I.: Freizeithandbuch. Gruppenarbeit mit Kindern lebendig gestalten. München 1995
- Konopka, G.: Soziale Gruppenarbeit: ein helfender Prozess. Weinheim, Berlin, Basel 1971⁵
- Langmaack, B./ Braune-Krickau, M.: Wie die Gruppe laufen lernt. München. Anregungen zum Planen und Leiten von Gruppen. Ein praktisches Lehrbuch. München 1989³
- Langmaack, B.: Themenzentrierte Interaktion. Einführende Texte rund ums Dreieck. Weinheim 1996³
- Northen, H.: Soziale Arbeit mit Gruppen. Der Verlauf des helfenden Prozesses. Freiburg 1973
- Riemann, F.: Grundformen der Angst. München 1961
- Schelp, Th./ Maluck, D./ Gravemeier, R.: Rational-Emotive Therapie als Gruppentraining gegen Stress. Seminarkonzepte und Materialien. Bern, Stuttgart, Toronto 1997²
- Schilling, J.: Didaktik/ Methodik der Sozialpädagogik. Grundlagen und Konzepte. Neuwied, Kriftel, Berlin 1995²
- Schimke, H.-J./ Fuchs, K.: Rechts-ABC für den Jugendgruppenleiter. Jugendgruppenarbeit und Rechtsordnung. Neuwied 2004²³
- Schmidt-Grunert, M.: Soziale Arbeit mit Gruppen. Eine Einführung. Freiburg i.B. 1997
- Schulz von Thun, F.: Miteinander reden. Störungen und Klärungen Reinbek 1981
- Schulz von Thun, F.: Klärungshilfe. Reinbek 1988
- Shaffer, J.B.P./ Galinsky, M.D.: Handbuch der Gruppenmodelle, Bd. 1 und 2. Gelnhausen 1977
- Stimmer, F.: Grundlagen des Methodischen Handelns in der Sozialen Arbeit. Stuttgart 2006²
- Wellhöfer, P.R.: Gruppendynamik und soziales Lernen. Theorie und Praxis der Arbeit mit Gruppen. Stuttgart 1993
- Yalom, I.: Theorie und Praxis der Gruppenpsychotherapie. München 1989

3.5 Erlebnispädagogik

„Das unmittelbare Lernen über die Sinne und nicht belehren und unterrichten entspricht der Lebenswelt des Kindes. Wer handelt, lernt besser und mehr, und wer gut handelt, wird ein guter Mensch, so die einfache Logik Rousseaus“ (Heckmair/ Michl 1994, S. 8; in: Galuske 2001, S. 241).

Als eigentlicher Begründer der Erlebnispädagogik wird Kurt Hahn angesehen, ein Vertreter der Reformpädagogik. Sein Denken basiert auf einer (kultur-) kritischen Gegenwartsdiagnose. Erst seit den 80er Jahren wurde die Erlebnispädagogik im Kontext einer verstärkten Suche nach handlungsorientierten Ansätzen in der pädagogischen Arbeit neu entdeckt. Trotz aller Unterschiede zwischen den Angeboten und Trägern lassen sich auch gegenwärtig gemeinsame kulturkritische Auffassungen erkennen wie die Perspektivlosigkeit und Zukunftsangst, Reizüberflutung und Erlebnisarmut, das Aufeinanderprallen von Unter- und Überforderung.

Hahn entwickelte eine Erlebnistherapie, die im Wesentlichen auf zwei Prinzipien beruht:

1. Erleben ist besser als Belehren
2. Erziehung durch Gemeinschaft

(Galuske 2001, S. 241 f)

Die Erlebnistherapie von Kurt Hahn stützt sich auf 4 Elemente:

1. dem Dienst am Nächsten – Jugendliche werden dazu angehalten, sozial nützliche und ernsthafte Aufgaben zu verrichten wie die Berg- und Seenotrettung sowie die Küstenwache
2. das körperliche Training – wodurch die körperliche Tauglichkeit der Jugendlichen erhöht wird, z.B. in Form von (natur-) sportlichen Übungen wie Bergsteigen, Kanufahren, Segeln
3. die Expedition – die Planung und Realisierung von mehrtägigen Touren in Naturlandschaften
4. das Projekt – ein zeitlich befristetes handwerkliches oder künstlerisches Vorhaben, an dessen Ende ein vorab definiertes Produkt steht

(Vgl. Sommerfeld 1993, S. 32 f; in: Galuske 2001, S. 242)

Die Wirksamkeit der erlebnispädagogischen Aktionen hängt nach Hahn wesentlich von ihrer Erlebnisqualität ab, d.h. davon, dass die Teilnehmenden diese Aktionen für sich als außergewöhnliches Erlebnis wahrnehmen.

Die Begriffe Erlebnispädagogik, Abenteuerpädagogik und Aktionspädagogik werden gegenwärtig teils synonym verwendet. Für die Erlebnispädagogik gelten folgende Merkmale als charakteristisch:

- Handlungsorientierung und Ganzheitlichkeit
- Lernen in Situationen mit Ernstcharakter
- Gruppe als Lerngemeinschaft
- Erlebnischarakter
- Pädagogisches Arrangement

(Galuske 2001, S. 244 f)

Erlebnispädagogik wird erst dadurch zu einer pädagogischen Methode, dass sie in erzieherischer Absicht eingesetzt, geplant und vollzogen wird. Neben auf den Erwerb von Kompetenzen gerichteten Zielen wie Techniken in Sportarten zu erlernen stehen personbezogene Lernziele im Zentrum der Erlebnispädagogik: Selbständigkeit und Entscheidungsfähigkeit erlangen, eigene Grenzen und Ressourcen entdecken, Gefühle wahrnehmen und ausdrücken, Selbstbewusstsein steigern, Ausdauer und Durchhaltewillen üben etc. Die sozialen Lernziele beziehen sich auf Gruppenzusammenhänge, z.B. Rollenverhalten wahrnehmen und üben, kooperatives Handeln trainieren. (Galuske 2001, S. 246)

Die Allgemeinheit dieser Zielsetzungen spiegelt sich darin wider, dass sich seit den 80er Jahren die Zielgruppe der Erlebnispädagogik stark ausgedehnt hat: von Schülern und Jugendlichen über Familien, Frauengruppen, Mitarbeitern von Institutionen, Managern und bis hin zu Arbeitslosen, Straffälligen, Alkoholikern, psychisch Kranken etc. (Ebenda)

Unter den erlebnispädagogischen Angeboten dominieren Natursportarten, die als Mittel oder Medium verstanden werden: Bergwandern, Klettern und Abseilen, Skitouren, Höhlenbegehungen, Kanutouren, Schlauchbootfahren, Fahrradtouren, Segeln und bestimmte Einzelaktivitäten in kontemplativen Phasen eines Angebotes.

(Vgl. Helmer 1994, S. 265 – 275; in: Badry/ Buchka/ Knapp 1994)

In der Fachdiskussion werden folgende Kritikpunkte hinsichtlich der Erlebnispädagogik diskutiert:

- Erlebnisse lassen sich nicht pädagogisieren; Erfahrungen sind individuell unterschiedlich; durch einen Verzicht auf kommunikative Formen des pädagogischen Bezugs geraten emanzipatorische Lernziele aus dem Blick: „Erleben und Reden muss die Devise lauten“.
- Die meisten erlebnispädagogischen Angebote werden nach außen hin geschlechtsneutral und geschlechtsunspezifisch formuliert, orientieren sich real jedoch an männlichen Bedürfnissen nach Aktion, Abenteuer, Natur- und Extremsport.
- Einige erlebnispädagogische Maßnahmen haben Kennzeichen von so genannten „totalen Institutionen“ (E. Goffmann), in denen depersonalisierende Tendenzen z.B. aufgrund des Zwangs zur Unterwerfung unter Gruppennormen wirksam sind, welcher der Förderung von Selbständigkeit und Eigenverantwortlichkeit entgegensteht.
- Das Transferproblem liegt darin begründet, dass erlebnispädagogische Settings mit ihrer Distanz zum Alltag strukturell eher therapeutischen Situationen ähneln als einer alltagsorientierten Sozialpädagogik. Daher macht Erlebnispädagogik dann Sinn, wenn sie eingebunden ist in ein alltagsnahes Netz an Unterstützungsleistungen.

(Galuske 2001, S. 249 f)

Die Chance erlebnispädagogischer Angebote, nämlich notwendige Distanz zum Alltag herzustellen, stellt gleichzeitig ihre Gefahr dar, nämlich dass die Erfahrungen nicht in den Alltag zurückgebunden werden können. Diese Kritik wurde in mehreren Modellen von Erlebnispädagogik berücksichtigt. Z.B. wird im Anschluss an erlebnispädagogischen Aktionen eine Reflexion geplant, die die Lernerträge der Teilnehmenden zu verdichten beabsichtigt. Oder es werden metaphorische Modelle entwickelt, die im Kern darauf abzielen, die Lernsituation möglichst ähnlich zur Lebensrealität zu gestalten.

Für die Träger bzw. Auftraggeber erlebnispädagogischer Maßnahmen ist es oft schwierig, ihre Wirksamkeit zu überprüfen. Daher ist es wichtig, in erlebnispädagogischen Angeboten eine Qualitätssicherung einzuplanen und ihre Umsetzung vor Ort zu überprüfen.

Literatur:

Bauer, H.G./ Nickolai, W. (Hrsg.): Erlebnispädagogik in der sozialen Arbeit. Lüneburg 1992²

Buchka, M.: Grundformen sozialpädagogischen Handelns. In: Badry, E./ Buchka, M./ Knapp, R. (Hrsg.): Pädagogik. Grundlagen und Arbeitsfelder. Neuwied, Kriftel, Berlin 1994², S. 199 – 233;

Fischer, T./ Ziegenspeck, J.W.: Handbuch Erlebnispädagogik. Von den Ursprüngen bis zur Gegenwart. Bad Heilbrunn 2000

Galuske, M.: Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim, München 2001³

Gudjons, H.: Spielbuch Interaktionserziehung. 180 Spiele und Übungen zum Gruppentraining in Schule, Jugendarbeit und Erwachsenenbildung. Bad Heilbrunn 1987³

Heckmair, B./ Michl, W.: Erleben und Lernen. Einstieg in die Erlebnispädagogik. Neuwied 1994²

Helmer, K.: Praxis Jugendarbeit. In: Badry, E./ Buchka, M./ Knapp, R. (Hrsg.): Pädagogik. Grundlagen und Arbeitsfelder. Neuwied, Kriftel, Berlin 1994², S. 265 – 275

Sommerfeld, P.: Erlebnispädagogisches Handeln. Ein Beitrag zur Erforschung konkreter pädagogischer Felder und ihrer Dynamik. Weinheim, München 1993

Witte, M.D.: Erlebnispädagogik: Transfer und Wirksamkeit. Möglichkeiten und Grenzen des erlebnis- und handlungsorientierten Erfahrungslernens. Lüneburg 2002

3.6 Mediation

Mediation („Vermittlung“) ist eine Methode der professionellen Unterstützung von Konfliktparteien und der Einflussnahme auf Konfliktprozesse. Sie wurde in Amerika im Bereich der Scheidungs- und Trennungsberatung entwickelt. In Deutschland wird sie seit den 80er Jahren in verschiedenen Feldern eingesetzt, z.B.

- Ehe-, Familien und Trennungs-/ Scheidungsmediation
- Interkulturelle Mediation
- Nachbarschaftsmediation und Mediation bei Mietstreitigkeiten
- Stadtteilmediation
- Politische Mediation Mediation in der Jugendarbeit
- Peergruppen-Mediation in der Schule
- Täter-Opfer-Ausgleich

Mediation zielt auf die Entscheidungsautonomie der Betroffenen und auf eine einvernehmliche Lösung zwischen den Konfliktparteien ab. Das Erreichen einer tragfähigen Lösung von sachlichen Problemen und Arrangements mit Blick auf zukünftige Lebensverhältnisse unterscheidet die Mediation von z.B. (familien-) therapeutischen Ansätzen, in denen es zentral um die Klärung von personalen Beziehungsproblemen geht. „Die Zielsetzung der Mediation ist explizit keine therapeutische, wenn auch gelegentlich therapeutische Vorgehensweisen in sehr sinnvoller Weise einbezogen werden können, sondern sie liegt darin, miteinander sachbezogen zu verhandeln, um eine selbstbestimmte Problemlösung zu erreichen“ (Bastine 1995, S. 34; in: Galuske 2001, S. 208 f).

Mediation geht von drei Prämissen aus:

1. Die Meinungsunterschiede oder Konflikte können am besten von den Betroffenen selbst gelöst werden, weil es ihnen auf diese Weise ermöglicht wird, Verantwortung für die eigene Lösung zu übernehmen.
2. Der Prozess der Mediation ermöglicht den Parteien, wechselseitig befriedigende Lösungen zu finden, so dass jede Partei am Ende den Eindruck hat, dass sie angehört und respektiert wurde.
3. Die Ergebnisse können sehr individuell maßgeschneidert und kreativ sein, so dass sie die besonderen Bedürfnisse der Beteiligten berücksichtigen.

(Galuske 2001, S. 204)

„Mediation ist die Einschaltung eines (meist) neutralen und unparteiischen Dritten im Konflikt, der die Parteien bei ihren Verhandlungs- und Lösungsversuchen unterstützt, jedoch über keine eigene (Konflikt-) Entscheidungskompetenz verfügt.“

(Breidenbach 1995, S. 4; in: Galuske 2001, S. 205)

Der Mediationsprozess ist durch 5 Prinzipien gekennzeichnet:

1. Grundsätzlich erfolgt die Teilnahme an einer Mediation freiwillig und gleichberechtigt.
2. Die Mediatorin/ der Mediator ist neutral und hat keine Entscheidungskompetenz hinsichtlich der Lösungsfindung.
3. Die Konfliktparteien nehmen ihre Interessen eigenverantwortlich wahr, lassen sich also nicht vertreten.
4. Die Mediatorin/ der Mediator sorgt dafür, dass alle Entscheidungen auf der Grundlage ausreichender Informationen getroffen werden.
5. Alles, was im Mediationsprozess verhandelt wird, unterliegt der Vertraulichkeit, d.h. nur mit Zustimmung alle Verfahrensbeteiligten dürfen Informationen nach außen getragen werden.

(Galuske 2001, S. 205)

Mediation ist ein Prozess, der sich in folgende Phasen und Verfahren strukturiert:

1. Einführen von Strukturen und Vertrauen herstellen
Regeln erklären; Möglichkeiten, Chancen und Grenzen der Mediation erläutern; Ziel und Verfahren der Mediation erklären; Kontrakt zu Inhalten, Kommunikationsregeln und Rahmenbedingungen schließen; Vertraulichkeit zusichern
2. Darstellen von Tatsachen, Fakten, Hintergründen und Erarbeiten der Streitfragen
Die Konfliktparteien tragen ihre unterschiedlichen Standpunkte vor; klärungsbedürftige Fragen werden gesammelt; die zu verhandelnden Punkte werden der Reihe nach besprochen; ggf. Dokumentation auf Formblättern; Klärung der Basiskonflikte und der möglichen Übereinstimmungen
3. Erarbeiten von Optionen und Alternativen
Übereinstimmungen und Abweichungen der Konfliktparteien verdeutlichen; mögliche Auswege erkunden und durch die Konfliktparteien diskutieren; Erarbeiten aller denkbaren Optionen und Alternativen
4. Verhandeln und Entscheiden
Prozess der Entscheidungsfindung, der durch Information und Kommentierung der Mediatorin/ des Mediators gefördert wird; die Konfliktparteien diskutieren und bewerten verschiedene Lösungen und finden im Konsens eine gemeinsame Entscheidung, zu der sie gleichermaßen stehen können
5. Festhalten der erzielten Vereinbarungen
Schriftliche Dokumentation der konsensual getroffenen Entscheidungen
6. Realisieren der Vereinbarung, Überprüfen und Verändern
Die Mediatorin/ der Mediator steht weiter zur Verfügung, um ggf. die Stimmigkeit und Praktikabilität der getroffenen Vereinbarungen zu überprüfen
(Galuske 2001, S. 207 f; Faller 1996)

Das Phasenmodell verdeutlicht die Rolle der Mediatorin/ des Mediators, die/ der durch Organisation, Strukturierung der Kommunikation, Information, Einbringen von Vorschlägen usw. die Prozessbeteiligten zu einer eigenständigen und für alle befriedigenden Entscheidungsfindung befähigen soll, nicht aber selbst Entscheidungen trifft. Neben dem Einsatz von Hilfsmitteln wie Formblätter oder Verträgen ist diese Rolle vorrangig auf die Gewährleistung kommunikationsfördernder Rahmenbedingungen beschränkt. Dazu gehört auch die Einführung von Kommunikationsregeln, die helfen sollen, die Sach- und Zukunftsorientierung zu sichern.

Bastine (1995) hebt folgende Voraussetzungen für Mediation hervor:

- Die Beteiligten stellen fest, dass sie unterschiedliche Interessen haben
- Kommunikation zwischen ihnen ist möglich
- Zwischenlösungen oder Kompromisse sind möglich
- Die Parteien können vorläufige Angebote und Gegenangebote machen
- Angebote und Vorschläge bestimmen so lange nicht das Ergebnis, bis sie von beiden Parteien akzeptiert werden

Mediation stellt sich aus dieser Perspektive als eine sehr voraussetzungsvolle Methode dar, die von allen Beteiligten ein hohes Maß an Motivation, Einsichtsfähigkeit, Kooperationsbereitschaft, Fähigkeit zur Vertretung eigener Interessen und zur Kommunikation verlangt.

(Vgl. Bastine 1995, S. 20; in: Galuske 2001, S. 209)

Literatur:

Bastine, R.: Scheidungsmediation – Ein Verfahren psychologischer Hilfe. In: Bundeskonferenz für Erziehungsberatung (Hrsg.): Scheidungs-Mediation. Möglichkeiten und Grenzen. Münster 1995, S. 14 – 37

Breidenbach, S.: Mediation: Struktur, Chancen und Risiken von Vermittlung im Konflikt. Köln 1995

Dulabaum, N.L.: Mediation. Das ABC: Die Kunst, in Konflikten erfolgreich zu vermitteln. Weinheim, Basel 1998

Faller, K. u.a.: Konflikte selber lösen. Ein Trainingshandbuch für Mediation und Konfliktmanagement in Schule und Jugendarbeit. Mülheim/ Ruhr 1996

Galuske, M.: Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim, München 2001 ³

Kleve, H.: Mediation . Eine systemische Methode Sozialer Arbeit. In: Pfeifer-Schaupp, U. (Hrsg.): Systemische Praxis. Modelle – Konzepte – Perspektiven. Freiburg i.B. 2002, S. 156 – 176